

Mannheimer Geschichts- Blätter



XXXIX

herausgegeben vom

1938

Mannheimer Altertumsverein

**Stadtverwaltung
Mannheim
Stad. Archiv.**

17, 10 3

17, 10 3

17, 10 3

Inhalt

(Die Ziffer bedeutet die Seite, auf welcher der Aufsatz beginnt)

Größere Aufsätze

Bergessene Gartenkunst im pfalz-bayerischen Mannheim. Von Eugenie Löffler	1	Johann Stamitz, ein Sudetendeutscher in Mannheim. Von Gustaf Jacob	34
Bilder aus alten pfälzischen Residenzen und Städten. Von Gustaf Jacob	21	Johann Bernhard Siegel. Von Hermann A. K. Jung	36
Eine Denkmünze aus der größten Notzeit der Kurpfalz. Von Hans Neumann	31		

Kleinere Beiträge

Kehrdichmannichts (Karl Neubronner)	45	Veranstaltungen des Altertumsvereins: Vorträge	
Sonderausstellung des Theatermuseums: Zum Gedächtnis an Adele Sandrock (L. W. Böhm)	46	17. 1. 1938: Museumsdirektor Dr. Ferdinand Kutsch: Burgen der deutschen Frühzeit	53
Ausstellungen der Schloßbücherei (L. W. Böhm)	48	14. 2. 1938: Stadtarchivar Dr. Friedrich M. Filler: Worms und Kurpfalz	54
Die Briefmarkensammlung des Altertumsvereins	51	14. 3. 1938: Studienrat Dr. Karl Glöckner: Die Abtei Lorsch und das Reich	55
Friedrich Bing zum Gedächtnis (H. Gropengießer)	51		
Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte	52		

Bücher- und Zeitschriftenchau

Erwin K l i e w e r: A. W. Tffland. Ein Wegbereiter in der deutschen Schauspielkunst	57	Alfred Wiedemann: Die Flurnamen von Bruchsal	59
Adolf H a c k e r: Ettenheimmünster. Seine Baugeschichte. Ein Beitrag zu der Geschichte des Barock am Oberrhein	59	Walter W a g n e r: Das Rhein-Main-Gebiet vor 150 Jahren (1787)	60
		Heimatblätter für Ludwigshafen am Rhein und Umgebung. 1937	60

Abbildungen

Friedrich Ludwig von Scell	2	Entwurf des Leutnants St. Georg für die Mannheimer Militärgärten	1
Benjamin Thompson, Graf von Rumford	2	Planaufnahme des Münchener Militärgartens	5
Das Pfistersche Planschema für den Militärgarten in München	3	Mühlau und Niedergrund auf der Karte von Vaertels, 1758	7

Das vereinigte Inselgebiet von Mühlau und Niedergrund auf der Karte von Dewarst, 1795	10	Heidelberg: Das Schloß und der Hortus Palatinus	24
Mühlau und Niedergrund auf der Karte von Moutour	11	Mannheim: Bibliotheksaal des Schloßes	25
Unterschrift Benjamin Thompsons	13	Ladenburg a. N.: Haus mit Holzgalerie, 1598	26
Einfassung des Militär-Kräuter-Gartens in Mannheim. Originalskizze von Friedr. Ludwig v. Scell	15	Sulzbach/Oberpfalz: Das Schloß von Westen	27
Planentwurf für die Umgestaltung der Thompsons-Brücke in Mannheim	16	Amberg/Oberpfalz: Kurfürstliches Schloß	27
Planaufnahme der ersten Anlage des Münchener Englischen Gartens von 1793	17	Amberg/Oberpfalz: Die „Stadtbrille“	28
Ernst von Wandell: Denkmal für Friedrich Ludwig von Scell	19	Neuburg a. d. D.: Schloß, Innenhof, Ott-Heinrichs-Bau 1530—38	29
Mannheim: Haupttreppenhaus des Schloßes	21	Neuburg a. d. D.: Ott-Heinrich-Teppich	30
Bacharach am Rhein: Blick auf die Peterstraße	22	Denkmünze Maximilians von der Pfalz 1625	31
Kreuznach: Rahelbrücke mit Häusern	22	Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz	32
Oppenheim a. Rh.: Ruine Landstron	23	Kurfürst Maximilian I. von Bayern	33
Oppenheim a. Rh.: Blick auf die Katharinentirche	23	Johann Stamitz	34
		Johann Bernhard Siegel	37
		Jugendbildnis Adele Sandrocks	47
		Friedrich Bing	51

Mitarbeiter am Jahrgang XXXIX

Böhm, Dr. Ludwig Werner, Assistent am Städtischen Schloßmuseum Mannheim	Loeffler, Dr. Eugenie, Geographin, Ramstein/Pfalz
Bräutigam, Dr. Kurt, Lehramtsassessor, St. Georgen	Lohmeyer, Dr. Karl, Geheimrat, Museumsdirektor i. N., Saarbrücken
Gropengießer, Dr. Hermann, Professor, Leiter der Archäologischen Abteilung des Städtischen Schloßmuseums Mannheim	Neubronner, Dr. Carl, Ludwigshafen a. Rh.
Gruber, Dr. Karl, Professor, Mannheim	Neumann, Dr. Hans, Mannheim
Jacob, Dr. Gustaf, Direktor des Städtischen Schloßmuseums Mannheim	Sung, Hermann A. N., Oberstleutnant a. D., Karlsruhe in Baden

Schriftleitung

Professor Dr. Hermann Gropengießer
 Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob

Dr.-Ing. Wilhelm W. Hoffmann
 Dr. Ludwig Werner Böhm

Mannheimer Geschichtsblätter

Zeitschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang 39

1938

Heft 1-3

Vergessene Gartenkunst im pfälzbayerischen Mannheim

Von Eugenie Löffler

Das Jahr 1778, das Ende der pfälzischen Kurfürstentzeit, bedeutete für Mannheim den Abschluß seiner glanzvollen Rolle als Hof- und Residenzstadt der zu beiden Seiten des Rheinstroms herrlich ausgedehnten pfälzischen Lande. Was in der Zeit pfälzbayerischer Zugehörigkeit von 1779/1802 folgte, war Nachspiel, Zwischenspiel. Noch immer zwar schlug hier in der relativ selbständig regierten Hauptstadt und großen Garnison von Kurpfalz ein Herz lebendigen geistigen, künstlerischen und wirtschaftlichen Lebens, noch liefen zahllose vielverästelte Verbindungen von einem Stromufer zum anderen, war Zusammengehöriges noch nicht zerschnitten. Aber es fehlte der Hof und vor allem die Persönlichkeit des mit der Stadt verwurzelten, aufgeklärten Fürsten, die mit den Machtmitteln ihrer überragenden Rangstellung zukunftsweisend und gestaltend hätte weiterwirken können. Der Stern Mannheims war zum Sinken verurteilt, indes drüben die neue Hauptstadt der vereinigten wittelsbachischen Lande, München, unter dem pfälzischen Herrscher Karl Theodor, der nur schwer von Mannheim gegangen war, und erst recht unter seinen Nachfolgern, sich zu immer größerem Lichte und Glanze entfalten konnte. Die Lösung des Jahres 1803 und ihre Bestätigung im Wiener Kongreß ließ Mannheim schließlich immer mehr verkümmern, bis erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Latkraft seines blutmächtig lebendigen, geistig beweglichen Bürgertums heraus die neue Stadt der Arbeit und Industrie, des Handels und Verkehrs, erwuchs.

Die Periode des pfälzbayerischen Mannheims blieb im Rahmen der größeren Stadtgeschichte nur ein Zwischenspiel. Doch auch sie entbehrt gerade infolge der Verknüpfung zwischen dem oberdeutsch-bayerischen und dem rheinisch-pfälzischen Kulturkreis nicht großer Momente. Wiederholt residierte Karl Theodor auch als Herrscher über das größere Bayern hier in Mannheim, erneut strahlten von hier auch zur Zeit des kurpfalz-bayerischen Staates künstlerische und aufgeklärt-reformerische Energien aus. Namentlich in der Zeit der durch einen Konflikt mit dem Münchener Stadtrat hervorgerufenen Verlegung des Hoflagers nach Mannheim vom 17. Oktober 1788 bis 15. Juni 1789 übernahm diese Stadt des rheinischen Kulturkreises noch einmal eine kunstschöpferisch führende Rolle und wurde, gemäß ihrer traditionellen Rangstellung als „Lichtherd Deutschlands“ und entsprechend der im 17. und 18. Jahrhundert für das altpfälzische Oberrheingebiet typischen Haltung, vorbildlich für die übrigen, in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht weniger früh entwickelten Landesteile des Kurfürstentums.

Ueber den Zustand des Landes urteilt Graf Rumpf in seinen „Kleinen Schriften“ folgendermaßen: „Obgleich der Landbau in einigen Teilen der Länder des Kurfürsten auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gestiegen ist, so ist er doch in anderen, vorzüglich in Bayern, noch sehr zurück. Die neuen Verbesserungen in der Landwirtschaft, wie z. B. die Einführung neuer nützlicher Pflanzen,



Abb. 1. Friedrich Ludwig von Sdell



Abb. 2. Benjamin Thompson, Graf von Rumford

die regelmäßige Folge der Saaten, der Klee- und der Rübenbau usw. haben hier zu Lande noch keinen allgemeinen Eingang gefunden, und selbst die Kartoffeln, die nützlichsten aller Erdfrüchte, sind dafelbst kaum bekannt.“ Die schöpferische Idee aber, zur Förderung von Landwirtschaft und Gartenbaukunst sich des Meeress zu bedienen und zu diesem Zwecke in allen Garnisonsstädten „Militärische Gärten“ sowie gleichzeitig daneben „zur Ergötzung des Publikums“ neuartige, dem Geschmack an der Landschaftsgärtnerei entspringende „Englische Gärten“ anzulegen, wurde von der geistreichen, physio-kratisch gerichteten Persönlichkeit des Grafen Rumford 1789 in Mannheim gefaßt und hier zuerst verwirklicht. Von Mannheim aus wurde die Anweisung zur Schaffung solcher Gärten auch nach den übrigen Garnison- und Hauptstädten Pfalz- bayerns gegeben, nach München, Neuburg, Ingolstadt, Straubing und Düsseldorf. Es ist eine Tragik des Schicksals, hervorgegangen nicht nur aus den Folgen der von Karl Theodor angetretenen bayerischen Erbschaft, sondern vor allem auch aus dem allgemeinen schweren Los der rheinischen Kernlande des Reiches seit den französischen Revolutionskriegen, daß die gartenkünstlerischen und agronomischen Bemühungen in Mannheim selbst, trotz des zeitlichen Vorsprungs, den sie sogar gegenüber München besaßen, der Zerstörung und schließlich der Vergessenheit anheimfielen, indes das glücklichere München aus dem Militärgarten, der nur eine Kopie des Mannheimer Gartens war, seinen einzigartigen Englischen Garten entwickeln konnte, jenes ewig frische Denkmal klassischen deutschen Naturgefühls.

Den Mannheimer Anlagen war nur eine relativ kurze Lebenszeit zubemessen, und wenig ist infolgedessen über ihre Existenz bekannt. Ihr beinahe schicksalhaft notwendiges Hervorgehen aus den geistigen, wirtschaftlichen und stilgeschichtlichen Zusammenhängen der Zeit heraus und ihr Vergehen im Zuge des politischen Niederganges der Pfalz lassen sie aber wert erscheinen, der Vergessenheit, die sich über sie breitete, wieder entzogen zu werden.

Schöpfer der epochemachenden Mannheimer Militär- und Englischen Gartenanlagen waren Karl Theodor und sein Vertrauter, Kämmerer und Leibadjutant Benjamin Thompson, der spätere Reichsgraf von Rumford. Fünf Jahre schon dauerte 1789 die Zusammenarbeit zwischen dem „geistreichen Epikureer auf dem Thron“, der den aufgeklärten Absolutismus seiner Zeit vor allem in Fragen der Kunst und der Landeskultur vertrat, und dem Angelfachsen Thompson, der, umweht von amerikanischer Vorurteilslosigkeit und englischem Freiheitsempfinden, den Fortschrittsdespotismus und die agrar- und sozialreformerischen Tendenzen seiner Epoche in höchstem Maße vertrat. War es schon kein Zufall, daß Karl Theodor gerade an dem ihm von seinem Neffen und Thronfolger, Pfalzgraf Max Joseph von Zweibrücken, empfohlenen Angloamerikaner Thompson Gefallen und Geschmack gefunden hatte, so ist es noch weniger zufällig, daß gerade dieser dazu ausersehen war, den physiookratischen Tendenzen des ausgehenden 18. Jahrhunderts mit der Anlage von Militärgärten und dem neuen Lebens- und Stilgefühl der Zeit mit der Schöpfung „Englischer Gärten“ Ausdruck zu verleihen.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war allgemein geistesgeschichtlich die Zeit eines großen Umbruchs. Die dem spätbarocken Absolutismus entsprechende Wirtschaftslehre des Merkantilismus war von der gesünderen Lehre der Physiokraten abgelöst worden und allerorts hatte man begonnen, sich unter dem Einfluß der großen englischen Landwirtschaftsschriftsteller für den Fortschritt der Landwirtschaft nach dem Beispiel Englands, Dänemarks, Toskanas und der Oesterreichischen Niederlande zu begeistern. Gleichzeitig setzte damals mit dem Kampf gegen die leere Brache und „den wilden Hirtenstab“, mit der Einführung der Stallfütterung und der Wechselwirtschaft, mit der Regulierung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses der große Zug zur höchstmöglichen Ausnutzung des Bodens teils durch Urbarmachung unkultivierter Flächen, teils durch Hebung der landwirtschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen ein.

Die Anlage militärischer Gärten, „vorzüglich um den Anbau der Kartoffeln zu befördern“, entspricht vollkommen den Bedürfnissen jener Zeit, die durch eben die Militärgärten zweifellos gefördert worden sind. „Die Gartenkunst wurde in Bayern eigentlich nur von gelernten Gärtnern betrieben, und war dem Bürger und Bauern ein unbekannter Gegenstand. Der Erdäpfelbau war in der Oberpfalz allgemein, in Bayern aber größtenteils unbekannt oder unbeachtet. Ueberhaupt waren viele der Gesundheit der Menschen sowohl als der Oekonomie vorteilhafte und nützliche Pflanzen gar nicht angebaut. Man sah ein, . . . daß dem Soldat wäh-

rend seiner Kapitulationszeit Uebung im Feldbau nur willkommen sein müsse, und daß die Söhne der Bürger- und Landleute die nützlichsten Kenntnisse, die sie sich bei ihren Regimentern erworben haben, auch bei ihrer Zurückkunft in die Heimat im ganzen Lande verbreiten“ (Lipowsky, Karl Theodor). Graf Rumford selbst schreibt in seinen „Kleinen Schriften“: „Die Wirkungen dieser Anstalt sind in dem kurzen Zeitraume von 5 Jahren sehr auffallend gewesen, und bei weitem wichtiger, als ich erwartete. Anstatt daß die Soldaten sonst die faulsten Menschen waren und vom Gartenbau und dem Ertrage eines Ruchengartens wenig Kenntnis hatten, so sind sie jetzt die fleißigsten und geschicktesten Gärtner geworden, und haben eine solche Vorliebe für Pflanzkost, und vorzüglich für Kartoffeln, die sie in großer Menge gewinnen, bekommen, daß diese nützlichen und gesunden Erzeugnisse die Hauptartikel ihrer täglichen Nahrung ausmachen. Diese Verbesserung verbreitete sich sehr schnell unter den Pächtern und Bauern des ganzen Landes. Fast jeder Soldat, der auf Urlaub geht, oder in seine Heimat zurückkehrt, nimmt gewiß einige Kartoffeln zum Pflanzen und einige Gartensämereien mit nach Hause, und ich hoffe, . . . da ich mit Vergnügen gesehen habe, wie hier und dort im Lande kleine Gärten angelegt sind, daß bald kein Pachthof ohne Garten mehr sein wird.“

Doch nicht nur im wirtschaftlichen Leben vollzog sich mit dem fortgeschrittenen 18. Jahrhundert eine Wende. Eine solche wirkte sich auch stilgeschichtlich aus, indem die Menschen, vorab in den Ländern

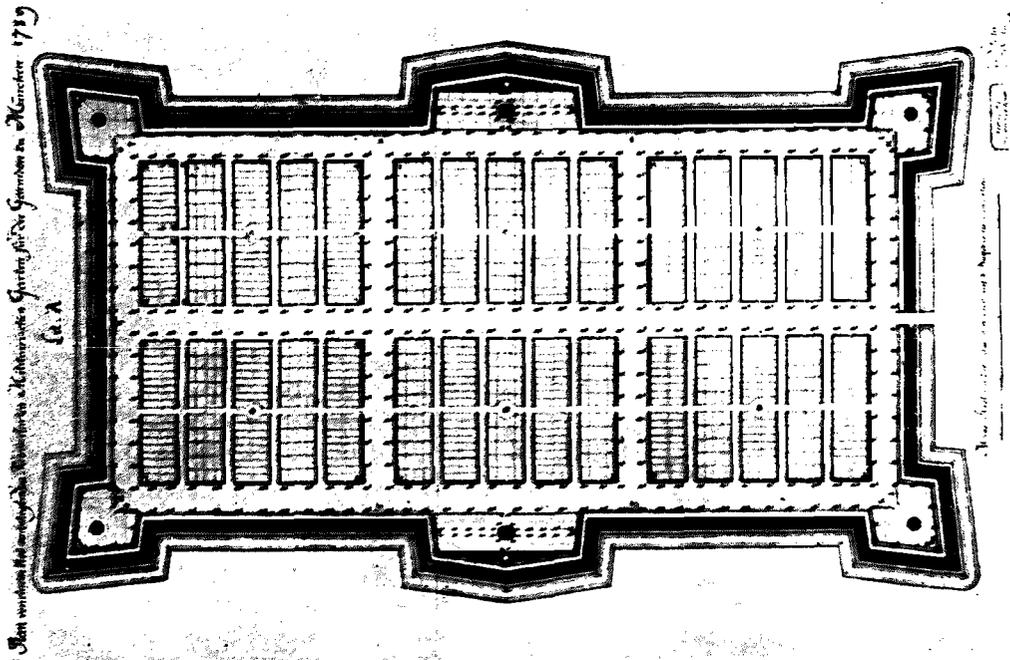


Abb. 3. Das Pfisterische Planschema für den neuanzulegenden Militärgarten in München. Kopie des ersten Mannheimer Planes

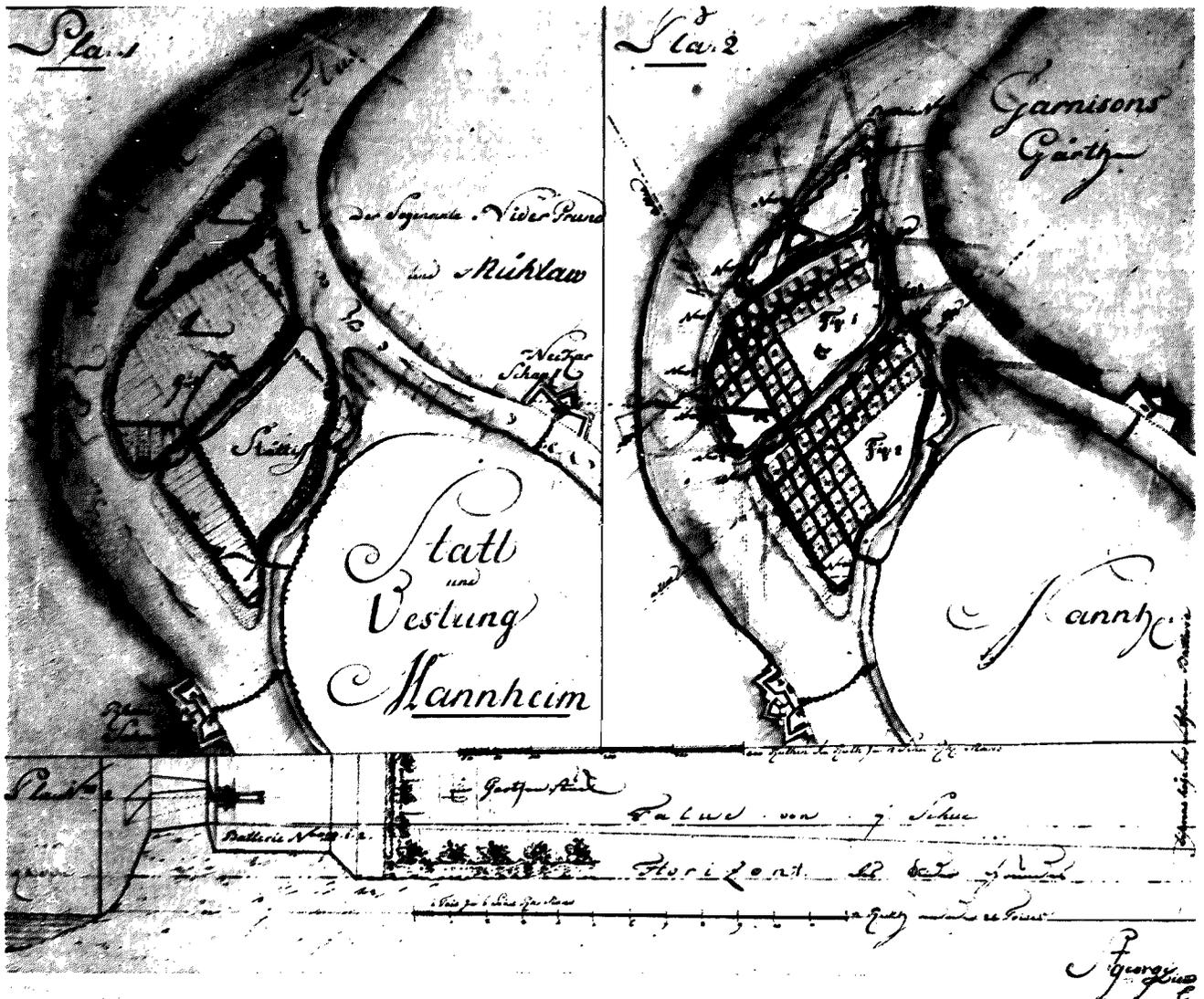


Abb. 4. Der nichtausgeführte Entwurf des Leutnants St. Georg vom Birkenfeldischen Regiment für die Mannheimer Militärgärten

des germanischen Kulturkreises, ein neues Natur- und Landschaftsgefühl ergriff. Zweihundert Jahre lang hatte sich durch den ganzen Barock hindurch, trotz der eindeutig „malerischen Haltung“ dieser Epoche (im Sinne Wölfflins) in Architektur, Plastik und Malerei, in der Gartenkunst der streng formale, geometrisch regelmäßig gestaltete, sog. „französische“ Garten behauptet. Hallbaum hat in seiner Monographie des Landschaftsgartens, der ich hier folge, den französischen Stil trefflich als Denkmal einer Staatsidee, als Analogieform zur Struktur des absolutistischen französischen Königtums charakterisiert. Wie hier im Polizeistaat des Spätbarock das subjektivistische Freiheits- und Individualgefühl des Hochbarock einer höfisch-konventionellen Stilisierung und Einzwängung erlag, so ist auch das vegetative Wachstum der Natur im

formalen Garten einer ständigen Kontrolle durch Säge und Schere zum Opfer gefallen.

Gegen den nur dem französischen Geiste völlig adäquaten formalen Stil, den innerhalb des pfälzischen Kulturkreises Schwelgen in seiner ersten Gestalt vertrat, erfolgte im Laufe des 18. Jahrhunderts ein leidenschaftlicher Protest. Träger des Kampfes gegen die geistige Weltstellung des Westens waren vor allem die kulturschöpferischen germanischen Völker unter Führung Englands, das in seiner Staatsform bereits den wuchsfreudigen Boden für eine freiere Persönlichkeitsentfaltung bereitet hatte. Eine Notwehrstellung gegen die Bevormundung durch französisches Wesen und Denken bemächtigte sich der germanischen Welt. Lag in England der Schwerpunkt stark auch auf dem politischen Protest, so vollzog sich im staatlich weniger

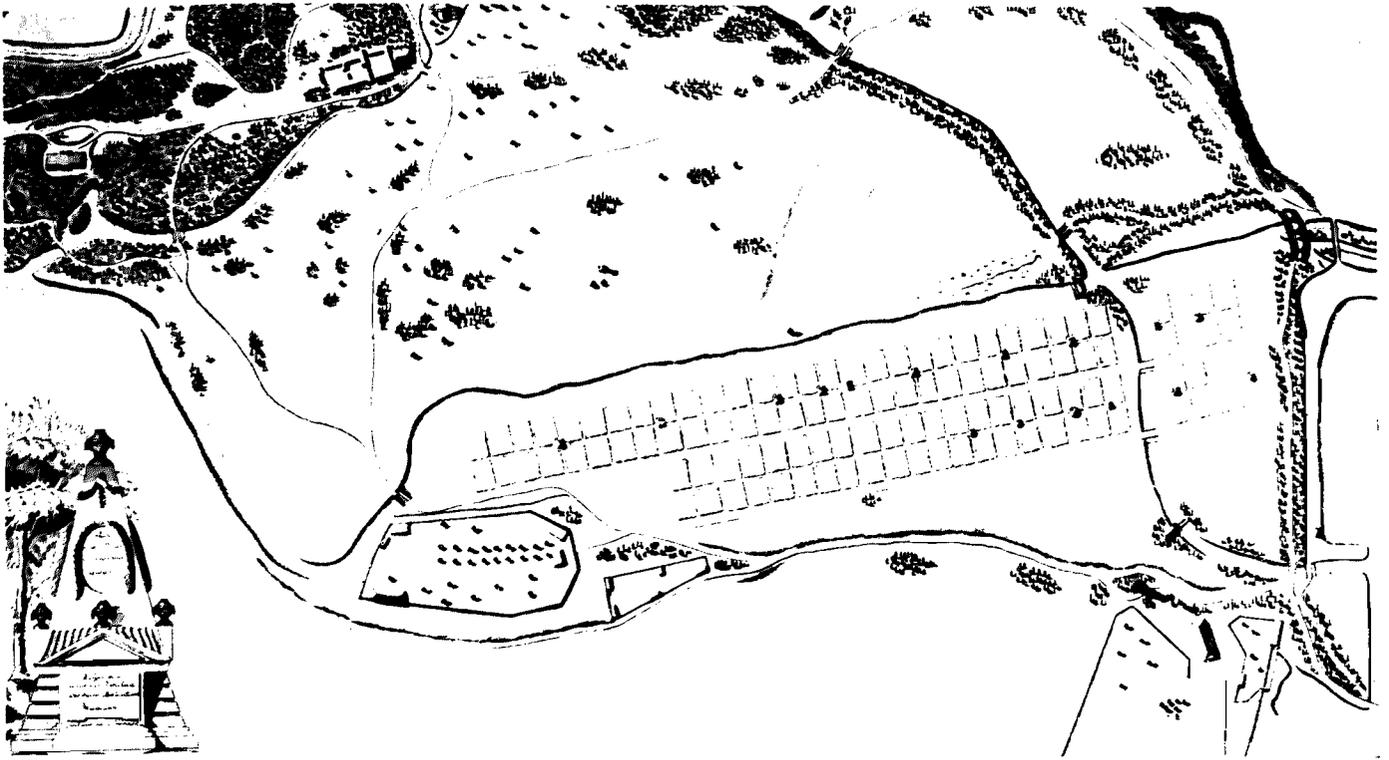


Abb. 5. Planaufnahme des Münchner Militärgartens als eines Teils des Englischen Gartens (Danner 1793)

straff aufgebauten Deutschland unter dem Einfluß namentlich Shaftesburys eine tiefgreifende seelische, religiöse und ästhetische Erneuerung des Lebensgefühls. Auch in Deutschland erfolgte eine Wandlung zum Individualismus, die Frau von Staël schließlich die antithetische Formel finden ließ, daß Deutschland im Gegensatz zum sozialgeprägten Frankreich „die Kultur der Einsamkeit, der einzelnen in sich gefehrten Individualität“ besitze.

Aus dieser Neuprägung des Individualismus, aus der „Kultur der Einsamkeit“ mit ihrem Bedürfnis nach Spaziergängen einsamer, sympathisch in die Natur verwobener Menschen, d. h. aus dem mit dem Individualismus aufkommenden neuen pantheistischen Naturgefühl heraus, hat sich im reifen 18. Jahrhundert die Wandlung zu einem anderen Gartentyp vollzogen. Die von Shaftesbury ausgehende Begeisterung „für die Freiheit der Lebensentfaltung, für das Prinzip der Autonomie, der von innen bestimmten Form“, ließ, an Stelle der höchsten Autorität des Königs im absoluten Staat als Werkzeug göttlichen Willens, jetzt die Natur im pantheistischen Sinne als geistige Universalmacht treten. Vortrefflich hat Hallbaum analysiert, daß mit der philosophischen Naturbetrachtung, mit der Erkenntnis Gottes als souveränem Künstler in der Natur das bisher aktive, stets zur Meisterung der Wuchsformen bereite Verhältnis des

Menschen zur Natur in ein passives umschlägt, daß jetzt die Natur als solche künstlerisch wollend erlebt wird, daß die Schranke zwischen Naturschönheit und Kunstschönheit und damit die Schranke zwischen Landschaft und Garten fällt, daß beide identisch werden, und der Mensch nur versucht, seine Menschenschöpfung der Natur als Gotteschöpfung anzugleichen. In diesem weltgeschichtlichen Augenblick der Begeisterung für Landschaftsbild, Landschaftsdichtung, Robinsonade und Idyll, in dem Rousseaus „Zurück zur Natur!“ die Herzen aufwühlt, der junge Goethe seine Naturhymnen und seinen Werther aus leidenschaftlicher Seele aufquellen läßt, da verwandelt auch der Garten als Kunstwerk seine Form. „An Stelle des Typischen tritt das Individuelle, - die Symmetrie, der Kreis, der rechte Winkel ist verschwunden, das Haus oder Schloß, ehemals Zentrum, liegt jetzt versteckt. Bäume und Büsche quellen und wachsen hervor, ballen sich zusammen . . . Dem Willen zu malerischer Gestaltung kommt das Wasser entgegen in seiner vollen beweglichen Lebendigkeit. Die Bassins werden zu Teichen und Seen. Kanäle verschwinden, an ihre Stelle treten Bäche und Flüsse, sich windend und schlängelnd.“ Der Landschaftsgarten oder Englische Garten, nach Hallbaum das „Gefäß der Geistigkeit des reifen 18. Jahrhunderts“, erobert, ausgehend von der mit spezifisch germanischen oder

nordischen Naturinhalten erfüllten Landschaft des südenglischen Hügellandes, die Welt.

Mit schicksalhafter Notwendigkeit mußte gerade dem rheinisch-pfälzischen Kulturkreis in diesem Augenblick eine innerhalb Deutschlands führende Rolle zufallen, also dem Milieu, wo in der nach altem französischem Vorbild geschaffenen ersten Schwesinger Anlage der formale barocke Garten einen hohen Triumph gefeiert hatte. Dem Schwesinger Garten galt das leidenschaftliche Interesse Karl Theodors, hier hat der aufgeklärte Monarch, der, trotz Zensur und ängstlichem Absperrungssystem in der inneren Staatsverwaltung, persönlich freigeistigen Neigungen huldigte, vertrauten freundschaftlichen Umgang mit aufgeklärten ausländischen Freigeistern, namentlich Voltaire, gepflogen. Von Voltaire selber aber waren nach seinem Aufenthalt in England englische Ideen auf den Kontinent verpflanzt worden, und es liegt sehr nahe, daran zu denken, daß Voltaire, der auch in der Gartenkunst fortschrittlich dachte, und der mit der alten Form doch schon „Natürliches zu verbinden“ wünschte, Karl Theodors Interesse am neuen englischen Stil geweckt hat. Im hochentwickelten Schwesinger Gartenbetrieb ist andererseits auch, zunächst in unbedingter Wertschätzung des französischen Stiles, Friedrich Ludwig Scell, der Sohn einer alten Hofgärtnerfamilie, aufgewachsen. Von Schwesingen aus wurde 1773—76 der begabte junge Gartenkünstler von Karl Theodor nach England geschickt, wo er im Umgang mit Brown und Chambers und im Studium der Gärten zu Kew und Chelsea den entscheidenden Umbruch seines Stil- und Naturgefühls erlebte. Die Uebertragung desselben auf die Erweiterungsanlagen des Schwesinger Parkes, die gleich nach Scells Rückkehr aus England 1776 erfolgte, bedeutete den Sieg des neuen Stiles auch im deutschen Kulturbereich. „Wenngleich dieser Garten nur nach einem sehr kleinen Maßstab wegen der Enge des Raumes ausgeführt werden konnte, so wird ihr dennoch der entscheidendste Beifall und Sieg über die alte Gartenkunst laut zuerkannt, und der höchste Befehl erfolgte, daß die künftigen neuen Gartenanlagen zu Schwesingen nicht mehr dem veralteten steifen künstlerischen Gartengeschmack, sondern der schönen Natur folgen und nur sie als Muster wählen sollen. Von dieser Epoche an verbreitete sich nun dieser schöne neue Gartengeschmack nicht allein in den kurfürstlichen Gärten zu Schwesingen . . ., sondern Scell entwarf auch auf Verlangen für das Ausland, wohin er öfters und mit Auszeichnung gerufen wurde, viele Pläne und Vorschläge zu natürlichen Gärten . . .“ (Lipowsky über Scell in seinem „Bayerischen Künstler-Lexikon“.) Die Schönheit der Schwesinger Lösung einer Synthese beider Stile, der gelungenen Verbindung des alten mit dem neuen Geschmacks, wie sie die Zeitgenossen empfanden, mag aus nichts klarer hervor-

gehen als aus dem leidenschaftlichen Sehnen des alten Voltaire, noch einmal dorthin zurückkehren zu dürfen: „Mein Geist weilt in Schwesingen, indes auf meinen Körper ein einsames Grab wartet“.

In die ihm von München aus schon etwas fernergerückte pfälzische Atmosphäre, in der der Garten von Schwesingen als monumentaler Zeuge des neuen Gestaltungswillens die vielen anderen kleineren, im Auftrage des Adels in der gesamten größeren Pfalz beiderseits des Rheins sowie die im Auftrag der benachbarten Territorialherrn geschaffenen Anlagen Scells überragte, kehrte Karl Theodor im Winter 1788/89 zurück. Begleitet war er, wie gesagt, von seinem Leibadjutanten Thompson, der nicht nur als Utilitarist, sondern auch in seiner Begeisterung für die neue Landschaftsgärtnerei, die er in London schon in sich aufgenommen hatte, ein typischer Vertreter seiner Rasse war. Das Zusammentreffen Thompson-Rumfords mit Scell (Abb. 1 und 2) unter der Regide eines begeisterungsfähigen, über große Mittel verfügenden Fürsten wurde für Scell und damit für die weitere Entwicklung der deutschen Gartenkunst schlechthin entscheidend. Sie bahnte den Weg zu Scells späterer Berufung nach München an, wo er in seiner reifen klassischen Schaffensperiode, die mit dem Höchststand der klassisch gerichteten Periode der deutschen Literatur zusammenfiel, die höchsten künstlerischen Leistungen der deutschen Landschaftsgärtnerei vollbringen sollte. Der Weg nach München, zum dortigen Englischen Garten und nach Nymphenburg, führte aber über den Militärgarten und Englischen Garten in Mannheim, und deshalb mag die Geschichte dieser Gärten im folgenden endlich näher aufgezeigt werden.

Die kurfürstliche Ordre Karl Theodors über „Entwurf und Beschreibung eines neu anzulegenden militairischen Gartens“, . . . „da S. Ch. Durchlaucht nicht nur allein den Truppen alle mögliche Bequemlichkeit und Vortheile, sondern auch Alles was zu ihrem Vergnügen und Zufriedenheit beitragen gnädigst zu verschaffen und das Militaire auch in allen Fällen auf den Vortheil und Ergözung des Bürgerstandes anwendbar zu machen gesonnen sind“, wurde am 21. Februar 1789 in Mannheim erlassen. Es war von vornherein bedeutungsvoll, daß dieser Garten „nicht nur allein zum Vortheil und Ergözung des militaires, sondern auch zum allgemeinen Gebrauch als ein öffentlicher Spaziergang sowohl für das Civile als das militaire“ dienen sollte.¹⁾

An Hand eines Planschemas, das General Pfister, der aus der kurpfälzischen Heeresgeschichte bekannte, kenntnisreiche und vielgewandte Ingenieuroberst pfälzischer Abkunft, entworfen hat (Abb. 3), wurde die von Thompson-Rumford verfaßte Beschreibung samt den im einzelnen zu befolgenden

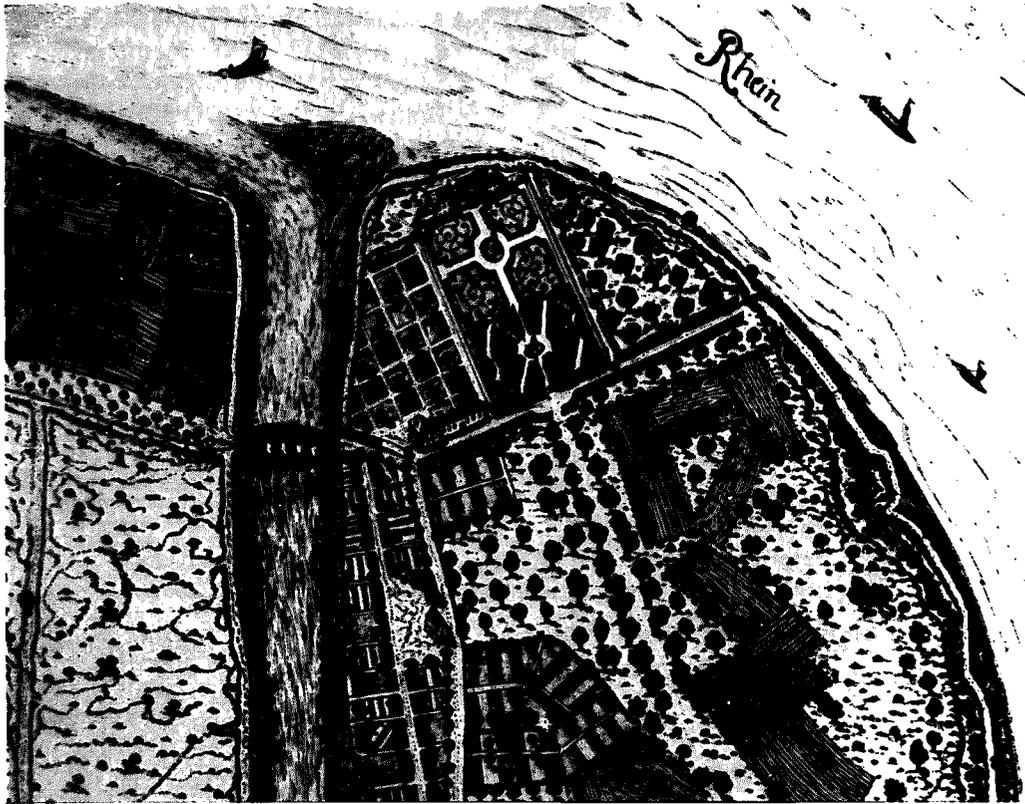


Abb. 6. Mühlau und Niedergrund auf der Karte von Baertels 1758
 (An Stelle der alten Gewannfluren wurden später die Regimentsgärten angelegt.
 Gleichzeitig wurde der Flußarm zwischen beiden Inseln zugedämmt.)

Nichtlinien erläutert. Sie verlangt (natürlich für alle Militärgärten des Staates):

1. eine Lage möglichst nahe der Stadt „in einer gesunden lüftigen Gegend“, zu der vom nächsten Stadttor aus eine Allee angepflanzt werden könne;
2. für jedes Regiment der Garnison „einen besonderen Distrikt“ mit den entsprechenden Unterabteilungen und mit „lebendigem Zaun“ von $4\frac{1}{2}$ Schuh Höhe;
3. zwischen den Regimentsdistrikten kiesbestreute „Alleen von Maulbeerbäumen“;
4. zwischen den Compagnie-Distrikten „schmale Alleen oder lebende Zäune“;
5. zur Einzelbebauung „gesundes Gemüse und Gewürz“;
6. für jede Compagnie und jedes Regiment Grab-schaukeln, Rechen usw., sowie kleine und große Schubkarren;
7. daß „der Umfang dieser Gärten eigentlich im Modell eine Festung vorstellen soll“ und „ein jeder Polygon nach einem andern System von der Bestungskunst zu leuchtarn Ueberkommung der erforderlichen Kenntniss . . . angelegt werden solle“;

8. einen Maßstab von $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ der natürlichen Größe bei der Breite der Wälle bzw. Remparts, die zum allg. Spaziergang dienen sollen;
9. auf den Bastionen Laubhütten, Lauben (verwachsene Sommerhäuser).

Daß mit dem rein militärischen, streng nüchtern-zweckmäßigen Grundriß in Rechteckform mit vier Eckbastionen und zwei Mittelbastionen an den Längsseiten eine Anlage im französisch-formalen Stil entschieden war, ist selbstverständlich. Denn trotz der in Schwefingen bereits triumphierenden neueren „natürlichen“ Geschmacksrichtung war doch nur ein barock-geometrischer Gartenstil einem Zweck- und Nutzgarten, der zugleich in die Geheimnisse der Festungskunst einführen sollte, entsprechend. In diesen zunächst rein utilitaristisch-pädagogisch gedachten Militärgärten handelte es sich in erster Linie ja um eine rationelle Nutzung des Bodens für wirtschaftliche Zwecke. Eine größtmögliche Verwendung des zur Verfügung stehenden Areals, eine geometrische Linienführung zum Zwecke der Aufteilung gleichgroßer Flächen an die einzelnen Compagnien usw., war notwendig. Daher war es von vornherein gegeben, die Militärgärten als solche nach den Regeln der alten französischen Gartenbaukunst anzulegen, wenn sie auch erst zu Ende des

18. Jahrhunderts entstanden sind. Die militärische Regelmäßigkeit widerstreitet ja den aufgelösten Formen des englischen Gartens; Militärgärten im englischen Stile wären ein Widerspruch in sich selbst.

Und doch war die Zeit und die Mannheimer Situation insbesondere zu sehr erfüllt vom Geiste der neuen Ideen, als daß man sich mit einem rein geometrischen Zweckgarten nach Pfisterschem Schema oder nach den Entwürfen der übrigen Ingenieure und „in der Meßkunst geübten Offiziere“, an die eine Art von Preisaus schreiben ergangen war, hätte auf die Dauer begnügen können. Rein anderer als Friedrich Ludwig Seckell wurde schließlich in den Frühjahrsmonaten des weltgeschichtlich sich erfüllenden Jahres 1789 beauftragt, „die Pläne für die von Generallieutenant Benjamin Grafen von Rumford vorgeschlagenen Militärgärten bei Mannheim zu entwerfen. Diese seine Pläne wurden mit Beifall aufgenommen und größtenteils von Seckell selbst ausgeführt“ (Lipowsky).

Wir wissen von Schwesingen her, daß Seckell sehr wohl zur Beherrschung beider Stile, zur glücklichen Ergänzung eines formal gegebenen Grundrisses mit „natürlichen Anlagen“ imstande war. Namentlich in der frühen, vorklassischen, pfälzischen Periode seines Schaffens, in der er sich 1789 noch befand, verwarf er die alte symmetrische Gartenkunst nicht schlechthin. Erst in seiner reifen Münchener Schaffensperiode hat er ja die volle Identität zwischen der natürlichen Landschaft und dem klassischen Gartenideal, wie sie etwa der unter Goethe umgestaltete Weimarer Park widerspiegelt, erreicht. Auch Seckells Mannheimer Militärgärten-Anlage scheint dem Geschmacke Karl Theodors und Thompsens entsprochen und den Entschluß einer Erweiterung zur Reife gebracht zu haben. Denn, nachdem die Frühlommermonate des Jahres 1789 mit den Vorbereitungen und rechtlichen Auseinandersetzungen über Grundstücks erwerb und Austausch genutzt worden waren, erfolgte schon am 1. Juni 1789 von Schwesingen aus der allerhöchste Befehl, im Zusammenhang mit dem Mannheimer Militärgarten auch einen Englischen Garten herzurichten.

Die geographische Situation Mannheims, wie sie die Spezialkarte von Denis von 1780 am schönsten vor Augen führt, ließ bezüglich der Wahl des Platzes für die neuen Gartenanlagen nicht viele Möglichkeiten offen. Eingekeilt zwischen den beiden, im 18. Jahrhundert natürlich noch unkorrigierten und deshalb stets hochwassergefährlichen Flüssen Rhein und Neckar lag die Festung da, auf drei Seiten von Wasser umgeben, nur im Süden und Südosten mit schmalem Halbe der Rheinebene verwachsen. Sollte schon eine Lage möglichst nahe der Stadt, in gesunder lüftiger Gegend, leicht erreichbar vom nächsten Stadttor, gewählt werden, so kam nur das jenseits des Rheintores im spitzen Mün-

dungswinkel zwischen den beiden Flüssen gelegene Inselgebiet des Niedergrundes und der Mühlau in Frage.²⁾ Der von dem Leutnant St. Georg des Birkenfeldischen Regiments eingesandte, im einzelnen freilich nicht ausgeführte Entwurf zur Gestaltung der Mannheimer Garnisonsgärten (Abb. 4) gibt einen wertvollen topographischen Ueberblick über die geographisch gegebene Situation.

Am 20. Mai 1789 verfügte ein in Schwesingen gegebener Erlaß, daß zu den unterm 20. Februar befohlenen Militärgärten „jener Teil des Niedergrundes, welcher von der kleinen Rheinbrücke bis zu der Mühlaubrücke links der Allee gegen den Rhein hin liegt, worauf dermal das Schießhaus und die Stadtbleiche sich befinden, dann jener Teil der Mühlau, den Maubuisson in Kameralbestand hat, einschließlich des weiteren kleinen Distrikts, welchen der gerade Weg von der Mühlaubrücke bis an den Rhein von den übrigen Kameralfeldern durchschneidet“, genommen werden soll. Am 30. Mai trat eine aus zwei Regierungs-, zwei Hofkriegs- und zwei Hofammerräten sowie auch zwei Abgeordneten des Mannheimer Stadtrates bestehende Kommission zusammen, um die z. T. sich recht schwierig gestaltenden und zu einem langjährigen Rechtsstreit mit dem Beständer Deurer führenden Kauf- und Erbschaftsverhandlungen durchzuführen.³⁾ Am 1. Juni aber erhielt Thompson, der Leiter der ganzen Anlagen, bestätigt, daß aus verschiedenen Gründen, namentlich aber zur Begegnung der Hochwassergefahren „der ganze Niedergrund mit einem hinlänglichen Damm umgeben, der Rheinarm, welcher zwischen dem gedachten Niedergrund und der Mühlau durchläuft, oben gegenüber dem Mühlau Schlößgen, und unten, wo sich selber in den Neckar ergießt, abgeschnitten, dann eine neue Brücke über den Rheinarm zwischen der Stadt und dem Niedergrund nach bereits genehmigtem Plan dem Rheintor gegenüber errichtet, und das Mühlau Schlößgen durchaus repariert, neu angestrichen und in wohnbaren Stand gesetzt, dann der dazu gehörige Garten, samt denen umliegenden, und zum Militär Garten gehörenden Grundstücken gereinigt, und zu einem englischen Garten baldmöglichst hergerichtet werde.“⁴⁾ Alles, was „die Herstellung dieses militairischen Gartens, dann die dazugehörigen Spaziergänge, Lusthäuser und sonstige, zur allgemeinen Ergözung der Stadt und des Publikums schon bewilligte Einrichtung betrifft“, wird der Obhut Seckells unterstellt, der Hofgarten zu Schwesingen auch am 14. Juni angewiesen, alle einheimischen Pflanzen auf Begehren zur Verfügung zu stellen und mit Fronfuhren an den Militärgartenplatz anzufahren.

Am 15. Juni kehrten Karl Theodor und Thompson samt dem ganzen Hofe nach München zurück und schon am 20. Juni äußerte sich die Befriedigung, mit der beide auf das in Mannheim praktisch

erprobte Werk sahen, in einer genauen Anweisung betreffend des Münchener Militärgartens nach dem Vorbild, „wie es bereits zu Mannheim geschehen“. Eckell selbst mußte am 7. August von Schwellingen aus nach München kommen, um auch dort Vorschläge zu einem Englischen Garten zu machen. Er fertigte die ersten Entwürfe, zeichnete in der Natur selbst den ersten Weg und steckte die ersten Pflanzen aus (Abb. 5). Am 26. September des gleichen Jahres folgten die entsprechenden Befehle an die Hofkammer zu Neuburg, wo „die rückwärts an der Kaserne liegenden Distrikte“, am 28. September nach Ingolstadt, wo „die vor dem Kreuztor zwischen der Landstraße und dem Fußweg nach Neuburg liegenden Grundstücke“ zu Militärgärten hergerichtet werden sollten. Gleichzeitig am 28. September erfolgte die Anweisung auch nach Straubing, wo, „zwischen der Landstraße nach Regensburg und dem Fahrweg nach Eilburg“, der Platz „zur Anlage des dortigen militairischen Gartens und zur Herstellung eines Englischen Gartens und allgemeinen Spaziergangs für die Stadt“ bestimmt war. Straubing hat sich Thompson gegenüber sogar bereit erklärt, die Grundstücke für den Englischen Garten unentgeltlich zu beschaffen. In Düsseldorf wurden laut Bezzel (Geschichte des churpfalz-bayerischen Heeres) 30 Morgen Land vom sog. Steinacker Hof enteignet, nach einer Notiz Rumsfords in den „Kleinen Schriften“ jedoch gerade in Düsseldorf und Ulmberg Militärgärten nicht angelegt.

Da sich Thompson, dem die Oberleitung auch der Mannheimer Militairischen und Englischen Gartenanlagen usw. übertragen war, seit der Rückkehr nach München in zu weiter Entfernung von Mannheim befand, wurde, auch zur Vermeidung von Kollisionen, unterm 18. November 1789 die Leitung der Mannheimer Anlagen einer eigenen „Militär Gärten und Bau-Kommission“ übertragen, die aus dem Generalleutnant und Hofkriegsrats Vicepräsidenten Joseph Freiherr von Hohenhausen, dann dem Oberst Propriétaire des Grenadier Regiments Graf von Psenburg und dem Ingenieur Capitain Steinmig bestand. Der neuernannten Kommission empfahl der Kurfürst ausdrücklich, nicht nur für einen guten Fortgang der Arbeiten zu sorgen, sondern auch die Mannschaft aufzumuntern und im Interesse der guten Sache auszuzeichnen, im übrigen die Anlage des Englischen Gartens Eckell zu überlassen, der den genehmigten Plan hierzu bereits in Händen habe. Der Plan des Militärgartens in endgültiger Form, wie er von Ingenieur d'Handel, dem Nachfolger Pfisters, gezeichnet und von Thompson am 1. März 1790 der Mannheimer Kommission übergeben worden ist, konnte bislang leider nicht gefunden werden. Lediglich die Vermessungsberichte von Denis und Dewarat, die beide in den schwierigen Auseinandersetzungen über die

Eigentumsverhältnisse zwischen Hofkammer, Stadt und Militärfiskus das in Frage kommende Gebiet aufgenommen hatten, lassen uns die Ausdehnung im einzelnen ersehen.⁵⁾ Als beste kartographische Wiedergabe des umgestalteten Niedergrund- und Mühlaugebiets möchte ich den betreffenden Ausschnitt in P. Dewarats „Plan der Stadt und Festung Mannheim, mit der umliegenden Gegend und den beiden Belagerungen von 1794 und 95“ bezeichnen. Was seit 1789 an Gartenschöpfungen und Umgestaltungen geleistet wurde, läßt der Vergleich mit den älteren Karten von Baertels und Denis erkennen. Als wichtigste künstlerische Leistung ist dabei zweifellos die Umwandlung des ursprünglich von einem streng barocken Garten umgebenen kurfürstlichen Schloßchens auf der Mühlau in ein Landhaus englischen Stiles, umrahmt von einer neuen landschaftsgärtnerisch gestalteten englischen Parkanlage⁶⁾, zu werten (Abb. 7 und 8).

Reizvoll sind im einzelnen die Methoden, mit denen die großen Arbeiten auf dem Niedergrund und der Mühlau bewältigt wurden. Auch über sie geben die Akten, vor allem die detaillierten Arbeitsreglements Thompsons, der ein ungewöhnlich umsichtiger, klar und scharf denkender Kopf, ein wahrer Ordnungsfanatiker war, erschöpfende Auskunft. Ähnlich wie in München in den Tagen des Bastillesturms und des gemittergeladenen August 1789 täglich die „türkische Musik“ erscholl, unter deren Klängen die Soldaten, von Thompson persönlich kommandiert, die sumpfigen Wiesen am Schwabinger Bach in fruchtbares Ackerland verwandelten (Dombart), vollzogen sich auch zu Mannheim in den Monaten vorher die „interessantesten Szenen des Fleißes“ (Rumsford). Um 5 Uhr täglich traten die aus den Mannheimer Regimentern herausgezogenen Maurer und Zimmerleute samt Tagelöhnern an, um von 5 bis 11 Uhr mittags und von 2 bis 7 Uhr abends die nötigen Planierungsarbeiten vorzunehmen, bauliche Veränderungen am Wacht haus auf der Mühlau und am Mühlau-Schloßchen selbst zu verrichten, eine Stallung daselbst für die Fuhrpferde, sowie einen, zur Sicherung der schwach gewordenen Festung Mannheim nötigen, neuen Pulverturm auf der Mühlau an Stelle des abgerissenen alten Heidelberger Pulverturms zu erbauen, einen Damm zu erstellen — zwei Schuh höher als das im ganzen Rheingebiet berüchtigte Hochwasser von 1784 —, die Riesalleen in den Militärgärten mit Rheinschlamm aufzufüllen und schließlich im Garten selbst einen „Tempel“ aufzuführen.

Da ein Hochwasser schon im Herbst 1789 einen großen Teil der im Frühsommer angelegten Gärten wegriß, wurden noch im selben Jahre starke Dammsicherungen nötig. Ueber sie gibt eine spezialisierte Instruktion Thompsons vom 26. Oktober 1789 Aus-



Abb. 7. Das vereinigte Inselgebiet von Mühlau und Niedergrund auf der Karte von Dewarät 1795

kunst. Vor allem erscheint interessant, daß der neue starke Damm auf der inneren Seite mit verlorenen Glacis und einem Fahrdamm versehen wurde, daß Schuttfuhren aus der Stadt helfen mußten, diesen Damm aufzurichten, den Weg zu beiden Seiten „sehr verloren zu talutieren und die Vertiefung der Glacis und Chaussée, soweit der Englische Garten sich erstreckt, auszufüllen, damit Eckell an der Ausgestaltung des Gartens unverzüglich anfangen kann“. 30 Pferde wurden von der Kavallerie für Fuhrdienste gestellt und samt fünf ständigen Knechten von den Dragonern oder Chevauxlegers unter Aufsicht eines Leutnants Tromer in der Kameral-scheuer auf der Mühlau untergebracht. Besonders aufschlußreich erscheint in diesem Sinne noch der mehrfach wiederholte Befehl, daß es verboten sei, die Weiden oder sonstigen Bäume auf der Mühlau zu verstümmeln oder wegzuhauen, also das organische Wachstum der Natur zu beschränken (Abb. 9).

Es gehört zum Bilde Thompsons, der als Ausländer und Fremdgläubiger nach Pfalzbayern gekommen und vom Kurfürsten zum Verdruß seiner Vorgänger mit ungeheurem Vertrauen ausgezeichnet worden war, daß sich einmal der Spott der aus dem Idyll der guten alten Zeit aufgeschreckten Menge, dann aber auch der Neid der gegen ihn

zurückgesetzten Offiziere seiner bemächtigte. Namentlich sein großer Gegenspieler Freiherr von Velderbusch, der im Zuge von Thompsons Heeresreform der Präsidentschaft des Geheimen Kriegsbüros in München enthoben und zum Gouverneur von Mannheim gemacht worden war, widersetzte sich als Platzkommandant Mannheims den Gartenarbeiten auf den der Festung vorgelagerten Inseln. Er machte im November 1789 geltend, daß durch die Anlage eines Englischen Gartens außerhalb des Rheintores mit Umwühlen der Erde die Widerstandsfähigkeit der Festung gegen Hochwasser beeinträchtigt werden könne. Der Kurfürst hat aber den Einwand persönlich mit dem Bemerkten abgewiesen, Eckell solle ungehindert weiterarbeiten können. In der Tat waren es ja alles andere eher als Naturgewalten, die den ruhmlosen Untergang der Festung Mannheim herbeiführen sollten. Gegen die Spötteleien, daß Rumpf aus Soldaten Bauern bilden wolle, die Sauerkraut pflanzten, und daß man vom Exerzieren und der Manneszucht nur so viel wisse, daß die Soldaten mit Schaufeln und Hacken in ihrem Gemüsegarten exerzieren sollten, setzte sich Rumpf in einer Verteidigungsschrift zur Wehr. Er betonte die Gewöhnung des Mannes an Arbeit, den Nutzen der Baumschulen, der Verbreitung der Kartoffel, des Anbaus von Heil- und Nutzpflanzen, schließlich der Errichtung einer Musterschweizerie in Verbindung mit dem Militär- und Englischen Garten in München. Nicht zuletzt wies er darauf hin, daß der bestdisziplinierte Soldat, der preußische, jährlich 11 Monate bei Bauernarbeit auf dem Lande verbringe, indes der bayerische neben der Bebauung seines Gartenanteils wenigstens alle 4 Tage auf Wache ziehe (Bezzel, V. Band).

Ausdruck der gegen Thompson gerichteten Umtriebe waren vor allem auch Störungen im Fortgang der Arbeiten, über die im November 1789 der zuständige Administrationsrat Traitteur berichtete. Einige Regimenter haben demnach nicht regelmäßig Leute abgeordnet oder die Leute nicht ordentlich ausgerüstet. Die von Traitteur für Damm- und Gartenarbeiten benötigten 200 Mann konnten aber schon deshalb nicht täglich aufgebracht werden, da gleichzeitig die von Thompson angeregten Arbeits-haus-Geschäfte besorgt werden mußten.⁷⁾

Eine Schwierigkeit, die Graf Pfenburg und Freiherr von Hausenberg als Mitglieder der bis 1790 bestehenden Mannheimer Abteilung des Hofkriegsrats betonten — im Gegensatz zu Silvius von Hohenhausen und Graf Wrede, die für einen Fortgang der Arbeit im bisherigen Stile eintraten —, lag in der Organisation. Denn da die Arbeiten von sog. „Freiwächtern“, also den Soldaten außerhalb der eigentlichen Dienstzeit, ausgeführt werden sollten, war es schwer, Zwang auszuüben. Von München aus wurde Traitteur deshalb bedeutet, daß er

sich freundschaftlicher einstellen solle, da es an ihm läge, „wenn die Soldaten, die während der eigenen Anwesenheit von Thompson, wegen der guten Art, womit er die Sache geführt hat, sich so gerne der Arbeit unterzogen haben, nunmehr darüber schon so verdrießlich geworden sind, daß sie nicht einmal mehr in ihre Gärten hinauszubringen sind, um ihr reif gewordenes Grünzeug in die Manege hereinzuholen . . .“. Die Spannungen zwischen dem reizbaren Administrationsrat Traitteur und dem ihm unterstellten, zu Eigenmächtigkeiten neigenden Lieutenant Tromer einerseits, der übergeordneten Militär-Gärten- und Baukommission andererseits zogen sich mehrere Jahre hin, wurden meist zwar durch Thompsons persönliches Eintreten ausgeglichen, führten aber doch zu mehrfachem Personalwechsel und waren so den Arbeiten als Ganzem nicht gerade förderlich.

Die Anlage der Militär-Gärten selbst, an denen Eckell unermüdlich weiterarbeitete, war durch die Aufteilung an die 6 in Mannheim garnisonierten pfälzischen Infanterie-Regimenter — 1. Feldjäger-Regiment Schwiechelt, 3. Grenadier-Regiment Isenburg, 2. Füsilier-Regiment Prinz Max (Birkenfeldisches Regiment), 3. Füsilier-Regiment Rodenhäusen, 10. Hohenhausen, 12. Belderbusch — gegeben. Mit besonderem Eifer ist man Frühjahr 1790 an die Anpflanzung gegangen. Im Namen aller Regimenter bat der Oberst des Rodenhäusenschen Regiments schon Anfang März um Dung, Samen und Pflanzen, gleichzeitig um die Erlaubnis in jedem Regimentsgarten einen Brunnen anlegen zu dürfen, weil es im Sommer zu beschwerlich sei, das Wasser aus dem (vor der Tulla'schen Stromkorrektur) stark zurückgehenden Rhein zu holen. Mit der Auflage, bis zum nächsten Jahr in Mistbeeten die jungen Pflanzen selbst nachzuzüchten, wurde dem Ersuchen fürs erste stattgegeben, doch wurden nur 2 Probebrunnen in der Mitte des Militärgartens bei den Regimentern Belderbusch und Hohenhausen genehmigt, wogegen sich die Flügelregimenter im Rhein ihr Wasser holen und warten sollten.

Mitten in die großen, stilgeschichtlichen Zusammenhänge der Zeit hinein führt wieder die Bemerkung über die Ausführung dieser Brunnen. Denn: „bei jedem sollen, nebst licht aschfarbener Hauptanlage, die Farbe des Regiments an den Verzierungen des Außerlichen, schicklich, doch nicht grell, angebracht werden. — Der obere Rohrstock aber muß etwas zierlich sein, eine Säule, einen Palmbaum, eine Pyramide oder dergl. fürstellen“.

Der für die Frühzeit der deutschen Landschaftsgärtnerei typische Geschmack am Erotischen, Wahrzeichen der frühromantisch-sentimentalen Periode des neuen Gartenstiles, fordert hier sein Recht. Dieselbe frühromantische Sehnsucht nach einer Aus-

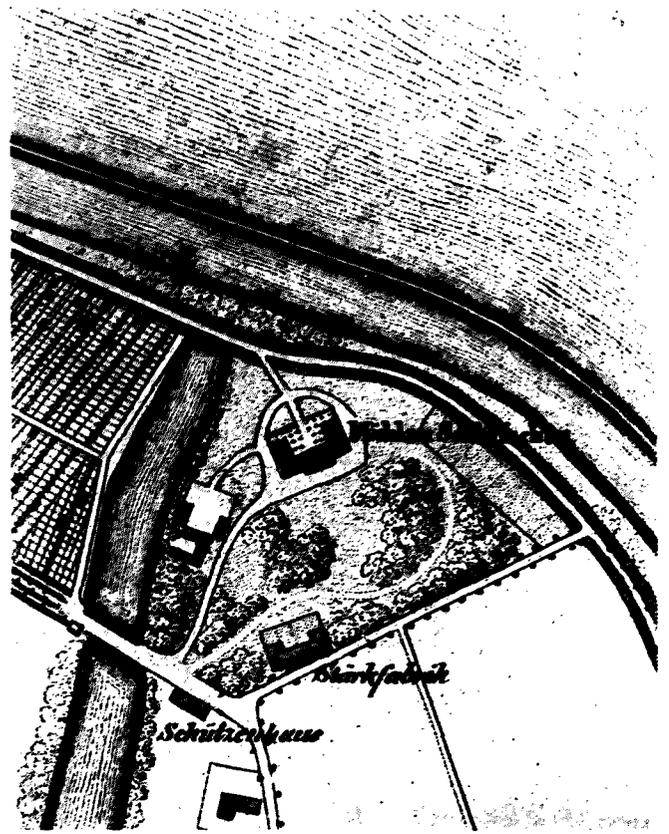


Abb. 8. Mühlau und Niedergrund um 1840.
Ausschnitt aus der Karte von Moutour

weitung des Weltbildes, die (nach Hallbaum) in der Literatur Herder die Stimmen der Völker sammeln ließ, Goethe zur Beschäftigung mit dem Orient und zum West-östlichen Divan, Mozart zur Zauberflöte und zur Entführung trieb, wollte auch den Garten zum „Spiegel des Kosmos“ gestalten. Die Anpflanzung erotischer Bäume, die Anlage von „Botaniques“, wie sie auch im Mannheimer Militär- und Englischen Garten begonnen wurde, die Moschee und Chinesische Brücke in Schwetzingen, der Chinesische Turm im Englischen Garten in München, das Bemühen, mit palmen-, säulen-, pyramidenförmigen Brunnen oder einem Tempel die weite Welt belehrend in die Garnisonsgärten hereinzubeziehen, sie alle sind Ausdruck des gleichen Geistes, den Eckell später in seiner reifen, klassischen Periode überwand, nachdem er die „Kraft des Heimischen“ entdeckt und erlebt hatte.“

Auch an der aus der Berührung kosmographisch-romantischer Begeisterung mit naturwissenschaftlichem Erkenntnistreben hervorgegangenen Entwicklung „Botanischer Gärten“ nimmt Mannheim jetzt erneut Anteil.“ Eckell selbst, der später die berühmte Anlage des alten Botanischen Gartens in München schuf und der in seinen theoretischen „Beiträgen zur Gartenkunst“ ausführliche

Anleitungen für solche Zweckanlagen gegeben hat, legte auch im Zusammenhang mit den Mannheimer Militärgärten einen Botanischen Garten, wiederum als Vorläufer seines größeren Münchener Bruders,¹⁰⁾ an. Noch war seine Form als Selbstzweck nicht ausgereift, lag er bescheiden im Nutzgarten, dem „Militärkräutergarten“, versteckt. Und doch läßt Skells Originalskizze der Einfassung dieses Gartenteils (Abb. 10) schon ahnen, daß hier eine größere Form im Entstehen begriffen ist. Die Skizze gilt allein der Umzäunung, die ihm notwendig scheint, „um das Eindringen jener Leute zu verhindern, die das Pflanzenstudieren der jungen Wundärzte stören könnten“, . . . „vorzüglich aber der Cultur der klimmenden Pflanzen wegen, die an ihr hinaufwachsen“, — und doch trägt sie das Gepräge eines kleinen Kunstwerks, in den zarten Farben des Originals noch mehr als in der photographischen Wiedergabe. Auch hier in dem kleinen, bescheidenen Rahmen bestätigt sich wieder, daß Skell zeitlebens von dem Verantwortungsgefühl echten Künstlertums getragen und vom inneren Reichtum wirklicher Könnerschaft erfüllt war.

Den wirtschaftlichen Ertrag des Mannheimer Militärgartens hat Skell ungeheuer hoch veranschlagt, nämlich mit 10 000 Gulden allein für das Jahr 1790, das freilich das erste und somit ergiebigste nach dem frischen Umbruch war. Nach Lipowsky (Karl Theodor), der die Gärten in Mannheim und München als die schönsten und herrlichsten des ganzen Staates bezeichnet, sollen die betreffenden Grundstücke in Mannheim vorher niemals über 500 fl. jährlich ertragen haben. Die überreiche 1790er Ernte wird auch durch eine Eingabe des Pfalzgraf Max von Zweibrückenschen Regiments bestätigt, das um Anschaffung von je 2 Sauerkrautständern pro Kompagnie bat, da „die im Regimentsgarten vorhandenen 3200 der schönsten Krautköpfe grün nicht mehr verkonsumiert werden können“. Als eine Tat von großem wirtschaftlichem Nutzen wurde auch die Umdämmung von Niedergrund und Mühlau angesehen. Immer wieder hat die Mannheimer Kommission bei Behandlung von Entschädigungsansprüchen auf den großen Vorteil hingewiesen, der mit dieser Minderung der Hochwassergefahr erreicht sei, und ausdrücklich hat sie ältere Zinsnachlaßgesuche herangezogen, um auf den Unterschied zwischen dem früheren und neuen Zustand hinzuweisen.¹¹⁾ Einer guten Dammordnung und Aufsicht galt deshalb Thompsons besondere Fürsorge (vergl. Abb. 9, Faksimile der Instruktion vom 11. April 1791). Uns erscheinen besonders die auf den Englischen Garten bezüglichen Abschnitte wichtig, daß Bäume anzupflanzen sind, „die einen angenehmen dicken Schatten machen“, daß die Verpflanzung des Dammes Skell allein zu überlassen und die Spaziergänge um das Mühlauerschloßchen

bald zu vollenden, der Wasen aber kurz zu halten wäre. Physiokratischem Geiste entspringt wiederum die Erwähnung der Baumschule, der Befehl, „die allda leer liegenden Feldstücke mit Erdäpfeln, Wälschkorn etc. anzupflanzen“, dem praktischen amerikanischen Erfindersinne Rumsfords die Vorschrift von Blitzableitern für die Pulvertürme und die Erwähnung von Kessel- und Feuerplätzen für das Waschhaus. Der Rationalist Thompson verfißt, daß zum Damm-Unterhalt die erzielte Klee- und Gräsernte verwendet werde, der Erzieher und Sozialreformer, der seine ganzen Einrichtungen dem gemeinen Mann zukommen lassen will, verbietet den Offizieren strengstens, sich etwas von den Erträgen der Militärgärten anzueignen. Aus erzieherischen Gründen wird schließlich auch der nicht uneigennütige Leutnant Tromer, der 1791 unter Abnahme des Illuminateneides zum Oberaufseher der Mühlauarbeiten ernannt worden war, 1792 nach leidlichem Abschluß der Arbeit wieder zu seinem Regiment zurückberufen. Sein Entschädigungsgesuch für eine Reise, zu der er keinen Auftrag hatte, und die er statt kostenlos im Wagen des öfters nach München berufenen Skell als „Pläsirreiß mit seiner ganzen Familie“ unternommen hatte, findet eine kräftige Ablehnung (vergl. Abb. 9).

Die Mannheimer Militärgärten- und Baukommission war bereits 1791 aufgehoben und ihre Funktion dem Mannheimer Kriegsbauamt übertragen worden. 1792 gingen auch die Mühlauarbeiten an dieses Amt über. Die Schlussabrechnung Tromers, deren Revision sich bis 1797 hinzog, ergab bis 31. März 1792 eine Gesamthöhe der Baukosten für sämtliche Garten- und Dammarbeiten von 53 355 fl., davon für Dammarbeiten allein 25 313 fl. Im gleichen Jahre wurde übrigens auch die Wirtschaft auf dem Mühlauerschloßchen neu erstellt, und der Wirt im bisherigen Schützenhaus, das zu einer Militärgarten-Wirtschaft hergerichtet worden war, entlassen, da er den Erwartungen nicht entsprochen hatte. (Die „bürgerliche Schützen Compagnie“ war 1791 mit 4000 fl. für Abtretung ihres Schießhauses und Errichtung eines neuen Schießhauses auf dem Pestbuckel entschädigt worden.)

Nur mit Erschütterung ersieht man aus all diesen mit lebenswürdigem Kleinram erfüllten Mannheimer Militärgärten-Akten, wie wenig bewußt in Pfalzbayern die Gefahren erkannt worden sind, die seit 1789 aus den sich immer höher türmenden Wogen der französischen Revolution der Pfalz erwachsen mußten. Wirklich: „Man sah den Vorgängen gleichsam wie einem Schauspiel zu.“ Die Passivität wurde aber um so verhängnisvoller, als seit der Ueberfiedlung der Residenz nach München 1778 Mannheim auch als Festung vernachlässigt worden war. Von den ausbrechenden Feindselig-

Will erhalten werden daß
keine Kisten am Damm landen
sollen, nur sollen. Ein Fass
ist fünfzehn von der Stadt mit
kommen.

Die Bäumung der sämtlichen
Militärbäume auf dem Damm
sollst zu machen.
Mannheim d. 11^{ten} April 1791.

B. Thompson.

Verlangen ist auf einem Waag gegeben
ob nicht ein Theil mit einem umhüll-
ten Fass (Kiste) auf ein für alle
maße ab und dahin angewiesen werden
wollen, sich mit einem gefüllten Fass zu
begnügen, wo übrigens demselben die
Verkauf von Land sehr nach Belieben
zu vergüten sein möge. München,
den 15^{ten} März, 1793/.

Rumford.

Abb. 9. Unterschrift Benjamin Thompsons vor und nach seiner Erhebung zum Grafen von Rumford

seiten des ersten Koalitionskrieges, von Custines
Zug durch die linksrheinische Pfalz und dem drohen-
den Zusammenziehen der französischen Streitkräfte
am Oberrhein 1792 und 1793 ist in den Akten kein
Niederschlag zu spüren. Erst die Sicherung der
Rheinschanze und des Pestbuckels im Februar und
März 1794, nachdem die Franzosen schon in Og-
gersheim standen und immer mehr Kaiserliche in
Mannheim eingerückt waren, hat offenbar das „Ge-
rucht über Vergebung der Militärgärten“ hervor-
gerufen. Auf Grund dieses Gerüchtes und weil von
vielen Leuten „wegen der dabey habenden Arbeit
gemurrt“ worden sei, hat am 23. März 1794 der
Bürger und Bierbrauermeister Engelhorn von
Mannheim, ihm die Militärgärten entweder be-
standsweis auf 12 Jahre oder erbbeständig zu über-
lassen. Engelhorn wollte eine Viehhaltung und
Milchwirtschaft unter Nutzung des Grases der
Dämme beginnen.

Die Behandlung dieses Gesuches, bei der erst-
mals der besondere Vertraute Karl Theodors, der
neuernannte 5. Chef im Hofkriegsrat, Major Che-
valier de Thoereti, auftritt, gibt wiederum wichtigen
Einblick in den Zustand der Gärten im Jahre 1794.
Die befragten Mannheimer Regimenter erklärten
sich nämlich einstimmig, da die Ansaat für die lau-
fende Vegetationsperiode schon geschehen war und
die Mannschaften sehnlichst wünschten, „bei an-
habender Teuerung ihr Gemüse selber bauen zu kön-
nen“, für die Belassung der Gärten ans Militär.
Als Anbaufrüchte werden Kartoffel, Bohnen,
Salat, Kohlraben, Bluterbsen, Winterkraut, Gelb-
rüben, Steckzwiebeln, Spinat usw. genannt, dazu
ist ausdrücklich auf die Neuanpflanzung von ver-

schiedenen Obstbäumen hingewiesen. Im Juni wird
dann endgültig dem dirigierenden kurpfälzischen
Minister Reichsgrafen von Oberndorff mitgeteilt,
daß eine Abgabe der mit hohen Kosten hergestellten
Militärgärten nicht stattfinden könne.

Ein Zwischenspiel gleichsam aus der Zeit tiefsten
Friedens liefert Ende 1794 noch die Entlassung des
Gärtners Schneider, weil dieser sich die Eigenmäch-
tigkeit zu teurer Erdbeeranpflanzungen geleistet hat,
und die Anstellung des Wallgärtners Träger, der
sich erbietet, „den Englischen Garten samt Wegen
und Grasplätzen als öffentlichen Spaziergang für
das Publikum auf eigene Kosten zu unterhalten, die
Baumschule behörig fortzupflanzen, daß das Publi-
kum so viel möglich mit guten Obstbäumen gegen
Barbezahlung versehen werden kann, den Botani-
schen Garten zu pflanzen und unterhalten“, der hin-
gegen für seine Mühewaltung den Erlös der jungen
Bäume aus der Baumschule behalten will. Da
schließlich Träger sich sogar noch freiwillig zur Zah-
lung eines jährlichen Pachtzinses erbietet, können
die Gartenanlagen kein Zuschußgeschäft gewesen
sein, wie gelegentlich behauptet worden ist.

Eine Ahnung höherer Gefahr wird erst August
1795 bei Behandlung der Frage nach einer Umge-
staltung der Thompsonsbrücke spürbar. Wie er-
wähnt, war die Errichtung dieser Brücke über den
Kleinen Rhein gegenüber dem Rheintor schon 1789
beschlossen worden. Ihre Erstellung jedoch, aus
Eichenholz von Hirschhorn am Neckar, hat sich bis
zum Sommer 1791 hingezogen, indes nach Abriß
der alten Brücke eine Fähre den Verkehr zwischen
der Stadt und dem Niedergund vermittelte. Franz
Xaver Schechtner aus München, „eigentlich Mel-

ber, aber im Brückenbau sehr bewandert“, entwarf Plan und Konstruktion und wurde selber zum Bau nach Mannheim entsandt. Eine gleiche „freitragete Brücke“, in rein sachlicher Eichenholzkonstruktion, „offenen unverkleideten Sprengwerks“, wurde im Englischen Garten in München „nach des berühmten Baumeisters Palladio Erfindung“ als sog. Palladio-Brücke viel bestaunt.¹²⁾ 1795 hielt nun das Mannheimer Kriegsbauamt die Anbringung von 3 Pfeilern und Eisbrechern sowie eine Ueberdachung der Brücke für nötig und sandte nach München entsprechende Skizzen (Abb. 11) ein. Thompson jedoch, zu dessen Andenken die Brücke benannt war, machte dagegen geltend, daß absichtlich die freitragende Konstruktion ohne Pfeiler gewählt worden war, damit nicht bei jedem Eisgang die Verbindung zwischen der Festung und den Pulvertürmen auf der Mühlau gefährdet sei, die Brücke außerdem bei einem Ueberfall auf die Mühlau jederzeit leicht zerstört werden könne. Die kostspielige Uenderung der Brücke wurde abgelehnt, — einen Monat später aber, am 20. September 1795, kam Pichegru, der Oberbefehlshaber der französischen Rhein- und Moselarmee, ohne Schwertstreich infolge schwächerer Kapitulation von Seiten Beldebuschs, Oberndorffs und Duroys in den Besitz der Festung Mannheim. Noch 1824 erwähnt Rieger in seiner Beschreibung von Mannheim „die geschmackvoll schwebende Thompsons-Brücke über den kleinen Rhein“, über die der Weg nach der Mühlau führt, wo, „geregelt aneinander gereihet, die unter Karl Theodor angelegten militärischen Gärten“ liegen, und „aus dem buschigen Grün, von schlanken Pappeln und hochgewipfelten Linden umgeben, umduftet von Rosen, Nelken und Jasmin, das romantisch gelegene Schloßchen schauet“. Auch Lipowsty weist in seiner Karl-Theodor-Biographie 1828 ausdrücklich im Zusammenhang mit den Militärgärten auf die Thompsonsbrücke hin. Der „Plan der Stadt Mannheim“ von Traitteur aus dem Jahre 1813, der dem Buch von Rieger beigegeben ist, verzeichnet am rechten Bildrand „den Weg nach der Mühlau“ und die „Thompsonsbrücke“. Eine Identifizierung der Thompsonsbrücke mit der heutigen „Spitzenbrücke“, wie sie neuerdings im „Sakentkrenzbaner“ vom 19. August 1938 versucht wurde, ist demnach unmöglich.

Der Abzug der kurpfälzischen Garnison bei Uebergabe an die Franzosen bedeutete das Ende der Militärgärten nach ihrer ursprünglichen Bestimmung. Ein „Generalabschluß der Mannheimer Mühlau-Damm und Englischen Garten-Rechnungen“, der vom 4. August 1798 aus Mosbach datiert ist und den die Kriegshauptbuchhalterei München am 28. Oktober d. J. bestätigt, läuft demnach vom 1. Juni 1789 bis zum 20. September 1795. Er ergibt an Gesamtkosten 71 043 fl., 62 Kreuzer, von

denen die Hofkammer in Mannheim vier Fünftel, d. i. 56 834 fl., 29 Kreuzer, aufzubringen hat. Für 1796 und 1797 konnte keine Rechnung mehr geführt werden, „weil das Geschäft durch Uebergabe an die Franzosen sich geendiget hat, bis das Amt wiederum einmal in Mannheim etabliert sei“. Die Frage Münchens, „von wem die Besorgung des Englischen Gartens übernommen worden, wer den Erlös von dem unter der Zeit gemachten Heu und allenfalls erzeugten Früchte zu sich genommen hat“, ergibt, daß Wallgärtner Träger der Nutznießer war, ohne gehindert worden zu sein.

Nicht lange blieb Pichegrus General Montaignu Kommandant der Festung Mannheim, denn Feldmarschall Wurmsfer, der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, eroberte nach fürchterlicher Beschießung und Belagerung bereits am 23. November Mannheim wieder für die Kaiserlichen zurück, die schwächliche Politik des alternden Kurfürsten Karl Theodor und seiner ängstlichen Minister aufs schwerste kompromittierend. Mannheim wurde ein Hauptstützpunkt der mächtig zusammengezogenen Reichstruppen am Mittelrhein, die aber nicht verhindern konnten, daß mit dem Frieden von Campo Formio 1797 das ganze linke Rheinufer samt elf Oberämtern der Pfalz an Frankreich fiel, und daß Mannheim auf Jahre hinaus Grenzstadt wurde.

Vor dem dramatischen Hintergrund des völligen Zusammenbruchs der alten europäischen Ordnung läuft die Geschichte der Mannheimer Militärgärten rasch ihrem Ende zu. Bereits am 22. Februar 1796 erstattet Oberst und Oberlandkommissär Graf Wrede¹³⁾ Anzeige nach München über die „Kaiserlich Königlich-Seits von Feldmarschall Wurmsfer beabsichtigte Verpachtung der Gärten“, da die Gartenfelder öde daliegen und die Mannheimer Garnison fort sei. Aus München erfolgt unterm 27. Februar der Bescheid, daß S. Kurfürstl. Durchlaucht nicht gern in die vom Grafen Wurmsfer vorhabende Versteigerung der 54 Gartenfelder einwilligen. Da aber Widerstand nicht möglich, soll wenigstens auf den Bedingungen bestanden werden, daß die Verpachtung unter Zuziehung des Kriegskommissärats von Berges und nur auf ein Jahr erfolge, unter Belassung der bisherigen Einteilung der Felder, damit nach Kriegsende die frühere Absicht wieder erzielt werden könne. Das K. K. Armeekommando mischt sich daraufhin in die Versteigerung nicht ein, sondern überläßt sie Berges gänzlich, erhält aber den Erlös für das Jahr 1796 mit 1170 fl. „gnädigst überlassen in Rücksicht des bisherigen guten Benehmens gegen die dortige Bürgerschaft“. Zu Anfang des Jahres 1797 wiederholt sich der Vorgang, doch bittet Graf Wurmsfer, da der Erlös diesmal sich nur auf 433 fl. beläuft, die Versteigerung nicht zu ratifizieren, sondern ihm den Selbstgenuß der Gärten zu überlassen. Karl Theodor willigt für das

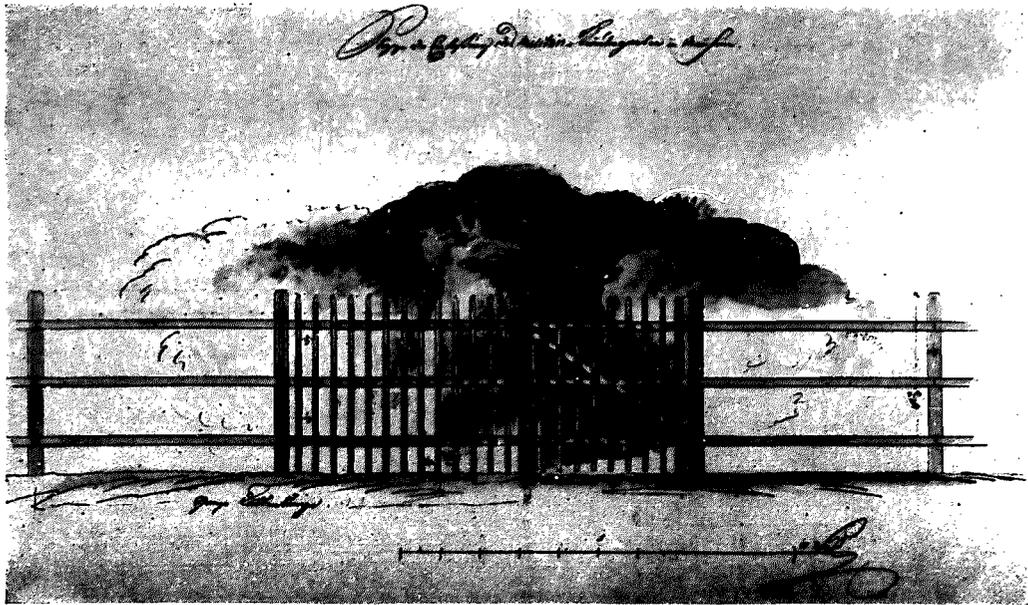


Abb. 10. Einfassung des Militär-Kräutergartens in Mannheim.
Originalskizze von Friedrich Ludwig von Eckell

laufende Jahr ein, unter der Bedingung, daß nichts an der Anlage dieser Gärten und der übrigen Einrichtung geändert wird.

Mitten hinein in die hohen weltpolitischen Zusammenhänge führt der Verpachtungsvorgang vom Frühjahr 1798, der der letzte der Gärten sein sollte. Wieder erfolgte die einjährige Vergebung durch Baron Berges im Mühlau-Schlößchen. Die Nummern aber des „Mannheimer Intelligenzblattes“ vom 6. März 1798 und der „Mannheimer Zeitung“ vom 4. und 6. jenes Monats, in denen die Vergebung der Gärten angezeigt war, sind erfüllt von atemberaubender Geschichte: „Nach einem Beschluß des französischen Regierungskommissärs Rudler müssen alle Bewohner des linken Rheinufer die französische Nationalfokarde tragen. Nach einem andern müssen alle übrerrheinischen Einkünfte der Fürsten und jener Privatpersonen, deren Güter sequestrirt sind, in die Kasse der Republik geliefert werden. — Am 26. und 28. Februar war zu Rastadt die Reichsdeputation versammelt, um über die auf die letzte Note der französischen Gesandtschaft zu erteilende Antwort zu beratschlagen. — Nach dem Journal der freien Menschen ist der ehemalige französische Kommandant von Mannheim, General Montaigü, aufs neue arretiert worden, weil eine kürzlich zu Straßburg aufgefundene Korrespondenz von Pichegrü ihn stark kompromittieren soll. — Die Vereinigung Mühlhausens mit Frankreich ist in dem geheimen Ausschuß des Rathes der 500 am 22. Februar genehmigt worden. — Es war am 10. Februar Morgens, als 500 Mann Franzosen durch das Engelssthor in Rom einzogen, die Engels-

burg besetzten, welche die päpstlichen Truppen innerhalb 4 Stunden verlassen mußten. Von Mailand wird berichtet, der Pabst habe bei Einrücken der Franzosen seine weltliche Herrschaft niedergelegt, und am 15ten Februar am Gedächtnistage der Pabstweihe ist während dem Hochamte der Freiheitsbaum auf dem Kapitol gepflanzt und die römische Republik proclamiert worden. — Nach einigen Journalen ist Gen. Buonaparte mit dem Seeminister nach Brest abgereiset. Bereits am 18. d. sind 13 Linienfahrer aus dem dortigen Hafen in die Rade gegangen. Am nämlichen Tage sind 3 Fregatten und eine Korvette mit Gen. Hedouville nach St. Domingo abgefegelt. Muskein, durch den die Regierung Kanonierschaluppen nach schwedischer Art erbauen läßt, wird zu Brest erwartet. Alles ist daselbst in der größten Thätigkeit.“ —

Im August 1798, kurz vor dem Sturze Thompson-Rumfords und ein halbes Jahr vor dem Tode des Kurfürsten, verfügt ein Reskript Karl Theodors die provisorische Uebergabe der Mannheimer Militärgärten an die dortige Hofkammer, da beim derzeitigen Stand der rheinpfälzischen Truppen die Militärgärten nicht als solche benutzt werden könnten. Berges vermeldet diese Uebergabe am 14. September, fordert aber den Kurfürsten zum Widerspruch dagegen auf, daß die Hofkammer „den Sinn des höchsten Beschlusses auf alles ausdehnte, was früher auf dem Niedergrund und der Mühlau kameralisch war, also auch auf die englische Gärten-Anlage, die Baumschule, Botanischen Gärten, das Mühlau-Schlößchen und den um Mühlau und Niedergrund herumziehenden Damm“. Gelegentlich der Ver-

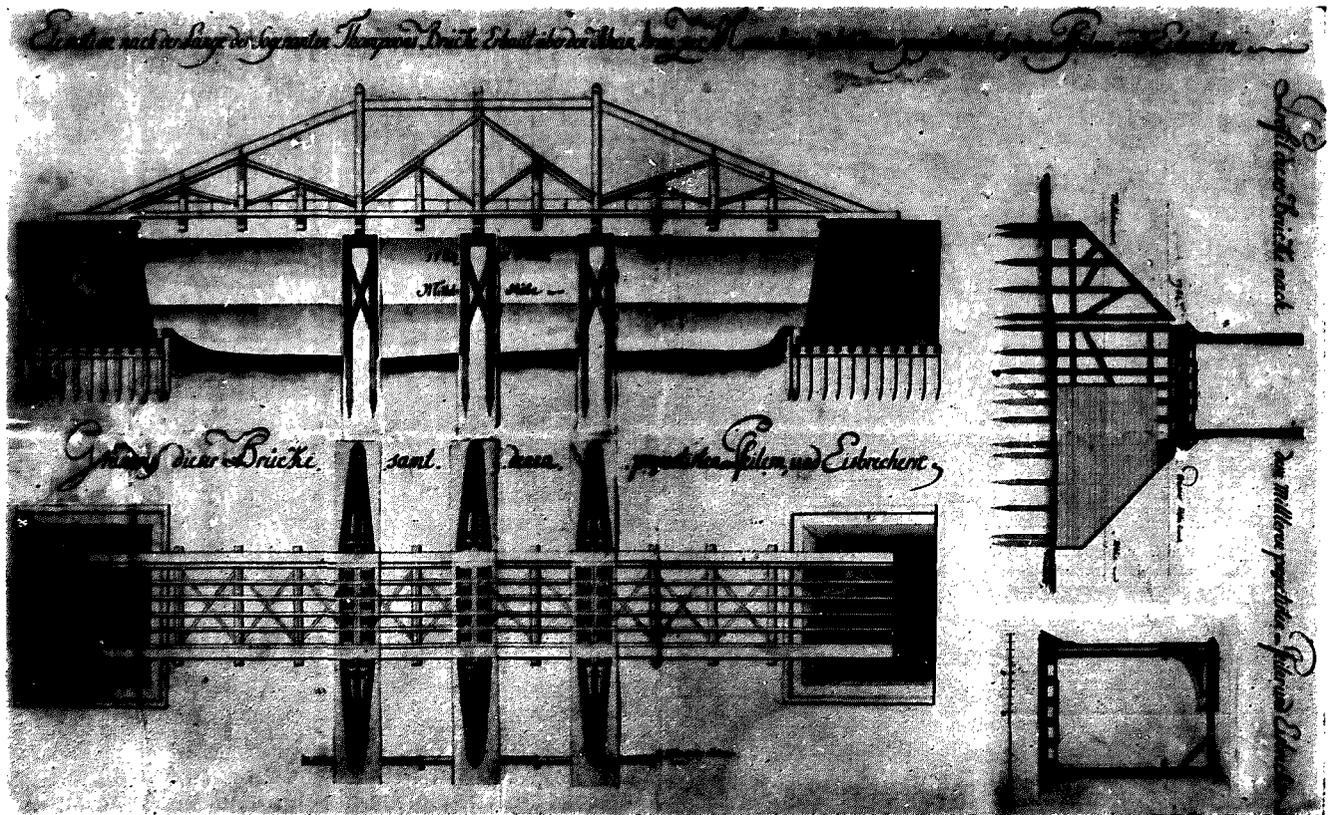


Abb. 11. Planentwurf für die Umgestaltung der Thompsonsbrücke in Mannheim

gebung des Grafen auf dem Damm und im Englischen Garten sei eine ganz neue Einteilung des Bezirkes gemacht worden, das erschwere die Einräumung der eigentlichen Militärgärten an die diesseitige Garnison bei ihrer Rückkunft. Alle übrigen Anlagen dagegen könnten mit der kurpfälzischen Hofkammer liquidiert und der Ertrag dem Militär-Lerar vergütet werden.

Der unglückliche Ausbruch und Fortgang des zweiten Koalitionskrieges mit seinen harten Folgen gerade auch für Mannheim und der Tod Karl Theodors, jenes letzten Herrschers der Mannheimer Kurfürstentzeit, entschieden über das Schicksal aller dieser Fragen. Um das pfalz-bayerische Militärbudget zu entlasten und Geld für das Heer zu erhalten, wurden unter dem neuen Kurfürsten Max Joseph, im Zuge großer Einsparungsmaßnahmen, neben dem Rondellgebäude am Karlstor in München, neben den 400 000 fl. Donaumoos-Aktien, den Mühlen im Englischen Garten in München, dem Ueberschuß an Pulver und der Flintensteinfabrik auch die auswärtigen Militärgärten verkauft (Bezel, Geschichte des Bayerischen Heeres).¹⁴ Nach dem Frieden von Lunéville aber zogen im Juli 1801 zum letzten Male pfalz-bayerische Truppen in Mannheim ein, dessen Festungswerke schon seit

1799 durch die Bürgerschaft unter Zustimmung der Franzosen geschleift worden waren. Auf Grund desselben Friedensvertrages mußte schließlich am 23. November 1802 Max Joseph, der selber seine Jugendjahre in Mannheim verbracht und später nach der Vertreibung aus Straßburg in Rohrbach bei Heidelberg gelebt hatte, die von ihm sehr geliebte rechtsrheinische Pfalz an Baden abtreten. „Der Leidensgang der alten pfälzischen Residenz und Festung am Rhein während der französischen Revolutionskriege fand mit dieser tiefgreifenden landesgeschichtlichen Veränderung seinen Abschluß. Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 erhob nur zum Gesetz, was in Wirklichkeit schon vollzogen war. — Das Band der Länder war endgültig zerrissen, die alte Kurpfalz am Rhein zerschlagen. Zu Ende ist damit die Geschichte der Festung Mannheim, zu Ende aber auch die Geschichte Mannheims als kurpfälzische Garnison“ (Jacob, Mannheim als Festung und Garnisonstadt).

Auch das Schicksal des Schöpfers der Mannheimer Gärten, F. L. Eckels, der noch 1799 unter Max Joseph zum „Gartenbaudirektor für die Rheinpfalz und für ganz Bayern“ ernannt worden war und den alljährliche Reisen nach München zum dor-

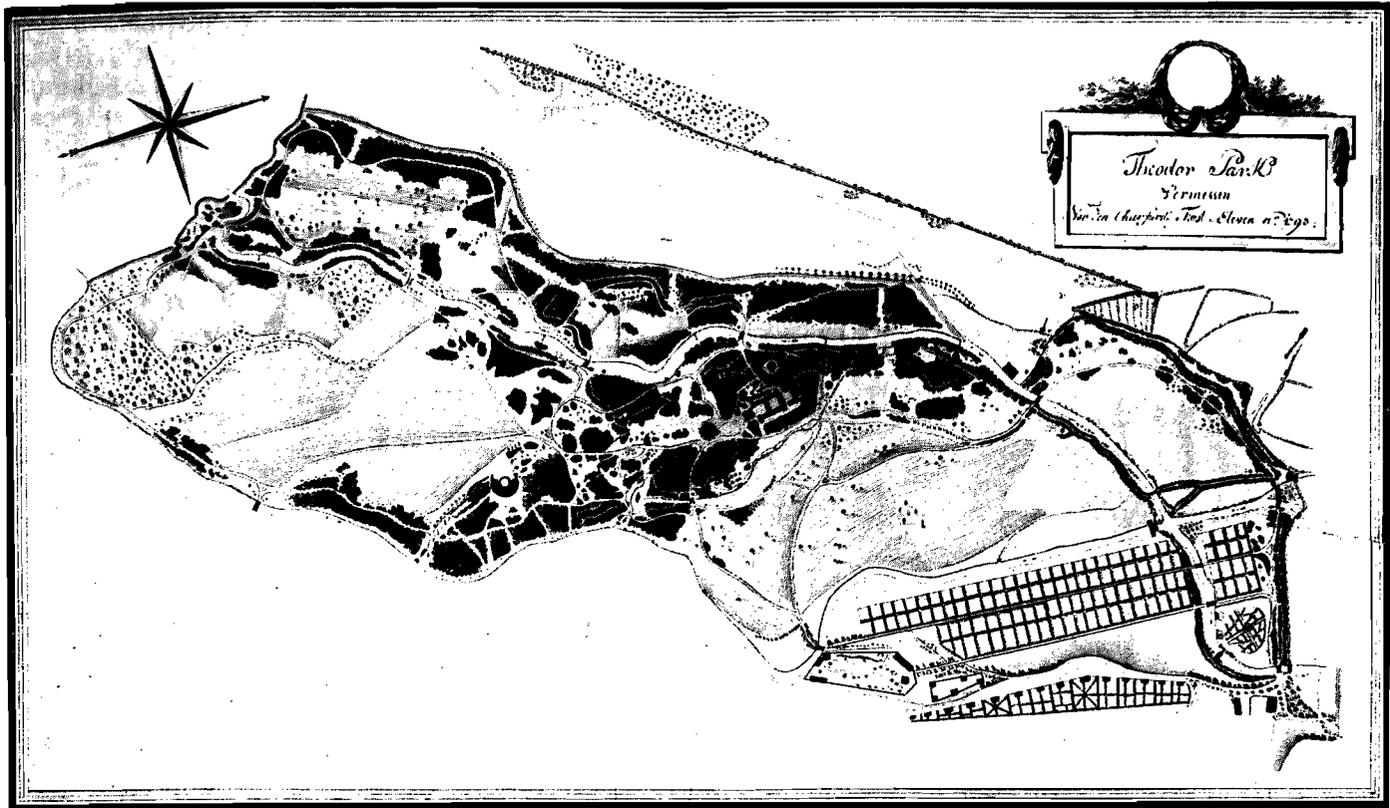


Abb. 12. Planaufnahme der ersten Anlage des Münchner Englischen Gartens oder Theodor-Parks von 1793

tigen Englischen Garten führten, war damit auf längere Sicht entschieden. Er war zunächst, „als die Rheinpfalz mit dem Großherzogtum Baden vereinigt wurde, unter die Zahl jener Staatsdiener gesetzt, die nach München kommen sollten, erhielt jedoch auf seine Bitte die höchste Bewilligung, in Schwetzingen verbleiben und in baadensche Dienste treten zu dürfen, wenn ihm die dortige Regierung erlauben würde, auf jedesmaliges Verlangen, in wichtigen Gartenangelegenheiten, nach Baiern reisen zu dürfen“ (Lipowsky, Künstler-Lexikon). Die Neigung Sönders, im rheinischen Kulturkreis zu verbleiben, mag vor allem mit der großen, gartenkünstlerischen Aufgabe zusammengehangen haben, die ihn in Mannheim fesselte, der Umgestaltung des aufgelassenen Mannheimer Festungsgeländes zu Promenaden. Mit der künstlerisch vollendeten Lösung dieser Aufgabe, die uns leider nur noch aus Sönders Entwürfen bekannt ist, mit dem Idealplan für die Ausgestaltung des Mannheimer Schlossgartens vor allem, tritt Sönders, nach Hallbaum, in die Periode voller Meisterschaft ein. Nur zögernd hat sich Sönders entschlossen, die Ausführung dieser Entwürfe fremden Händen anzuvertrauen. Erst als ihn ein erneuter ehrenvoller Ruf als Hofgarten-Intendant nach Bayern rief, verließ er 1804 die badenschen Dienste und ging nach München, wohin

er ja nicht als Fremder, sondern sozusagen als Vater zu seinem Lieblingskinde, dem nur „unter fremder Obhut“ aufgewachsenen, von ihm selbst angepflanzten Englischen Garten kam (Dombart).

Im 19. Jahrhundert wurden die Militär- und Englischen Gartenanlagen in Mannheim, ebenso, aber in noch entschiedenerem Maße, wie der dortige Schlossgarten, ein Opfer der aus der verkehrsgeographischen Situation gegebenen Notwendigkeiten. Im Gegensatz zu München, wo in der auf viele Kilometer hingezogenen ursprünglichen Zone der Isarauen, entlang dem verkehrsfeindlichen, wilden Alpenflusse, schier unbegrenzte Ausdehnungsmöglichkeiten für eine Naturparkanlage, einen „Englischen Garten“, gegeben waren (Abb. 12), blieb in Mannheim schon durch die Insellage im Mündungsdreieck zweier schiffbarer Flüsse eine scharfe Grenze gesetzt. Es ist nur zu begreiflich, daß eine Stadt wie Mannheim, der schon die Vorzüge der Residenz- und Hauptstadt und dazu ein großer Teil des natürlichen Einzugsbereichs und Hinterlandes durch eine unsinnige Länder- und Verwaltungsgrenze genommen waren, sich nunmehr auf die natürlichen Hilfsquellen besinnen mußte, die durch den Anschluß an „die hochschlagende Pulsader“ des Rheinstromes gegeben waren. Eine Unterordnung des ästhetischen unter das kommerzielle Moment

wurde zur eisernen Notwendigkeit. So ist nach dem Untergang des Biedermeier, in dem uns Rieger die Mühlaugärtenzone schildert, ein Stück des Gebietes nach dem anderen den Anlagen des neuzeitlichen Verkehrs, vor allem der Hafenerweiterung, zum Opfer gefallen.

Das reiche, den Beständen des Schloßmuseums entstammende Kartenmaterial in Fränkels „Mannheimer Stadtbild einst und jetzt“ (1925) läßt die geographische Entwicklung der ganzen Zone schön verfolgen. Im Gegensatz zur Baertelschen Karte von 1758 (Abb. 6), die auf der Mühlau den barocken Garten alter Gestaltung samt Drangerie, auf dem Niedergrund Schießhaus, Bleiche und Gewannfluren erkennen läßt, zeigt der „Plan der Stadt und Befestigung Mannheim. Mit der umliegenden Gegend und den projektierten und ausgeführten Rhein- und Neckarkorrekturen“ von 1794 deutlich die Militärgärten an. Ähnliches gilt von einem Vergleich der Denischen mit der Traitteurschen Karte. Den alten Zustand, vor Rumsfords und Scells Umgestaltungen, vor allem die hochwassergefährdete Lage, verrät der Gesellenbriefkopf von J. A. Baertels 1760. Welch mächtige Aenderung dagegen bei Moutour's Plan der Stadt (Abb. 8) von 1840! Breit ist die Zone der Mühlaugärten entwickelt, wunderbar enthüllt sich im Kartenbild die Englische Parkanlage um das Mühlau-Schloß, durch dichte Bepflanzung mit schattenspendenden Bäumen verrät sich der große Damm, der das zur Einheit verschmolzene Inselgebiet umzieht. Aber welche Wandlung nunmehr seit Rumsfords Zeiten im Kleinen Rhein! Ein großes, neuzeitliches Hafenbecken mit Kranen, Zollgebäuden und Lagerhäusern ist entstanden, 1840 eröffnet, nachdem schon 1828 der Anlegeplatz am Rhein bei Mannheim, 1837 die Rheinschanze auf der anderen Stromseite zum Freihafen erklärt worden war. Die „freitragete Thompsonsbrücke“ ist verschwunden und hat etwas oberhalb einer festen Brücke in Eisenkonstruktion Platz gemacht. Zweigeteilt ist die Situation der Zeit. Mit den Erinnerungen ans 18. Jahrhundert, dem Pulvermagazin, Wachthaus, Schützenhaus, Mühlau Schlüssel, der Bleiche und dem Geklapper der Mühlen am Kleinen Rhein, ragt die Romantik der guten alten Zeit idyllisch ins Jahrzehnt herein, indes sich doch schon die neue härtere Welt von Handel und Verkehr mit Hafen- und Brückenbauten und großen Stromkorrekturen ankündigt.

In raschem Tempo vollzieht sich die weitere Entwicklung. Liegt in Ch. Heckels Stadtbild von 1850 die Mühlaugärtenzone im ganzen noch unverfehrt mit Baum- und Parksilhouetten da, vom Mühlau Schlüssel als „leichter Arabeske zu Schloß und Schloßgarten“ überragt, so ergibt das Vogelschaubild von Benzinger-Verhas aus dem Jahre 1869 eine völlig veränderte Situation. „Wie ein Schrei der neuen Zeit, . . . gewalttätig, durchschneidet die

Bahn auf einem hohen Damm den altehrwürdigen Schloßgarten. — Auf der Mühlau erscheint (freilich zeitlich etwas vorweggenommen) der Mühlauhafen. Der Freihafen ist durch ihn verschwunden. Ein Wasserdreieck blieb von ihm übrig, der Zollhafen.“ Die Mühlaugärtenzone ist, wie die Hafenzustandskarte von 1885 zeigt, tiefgreifend verändert, mitten durch sie hindurch wurde 1870—75 der neue Mühlauhafen gegraben. Der erste Freihafen dagegen ist im heutigen Verbindungskanal aufgegangen. Das Mühlau Schlüsselchen, das 1869—70 noch östlich des alten Mühlaukanals stand, war nunmehr 1875 westlich des neuen Mühlauhafens zu stehen gekommen. Doch auch es mußte 1893 den Erweiterungen der Hafenbecken und der völligen Umgestaltung der Mühlau durch Anlage der Raimauern und des zentralen Güterbahnhofs weichen. In der neu aufgestiegenen Handels- und Industriegroßstadt Mannheim, wie sie uns die Karte vom Jahre 1903 zeigt, ist auch die letzte Erinnerung an die gartenkünstlerischen Leistungen vor den Toren der alten Stadt verschwunden.

Die Militär- und Englischen Garten-Anlagen in Mannheim vergingen im Zuge des politischen Schicksals der alten Pfalz und unter dem Zwange von Notwendigkeiten, mit denen eine zum Niedergang verurteilte Stadt sich ihre wirtschaftliche Selbstbehauptung sichern mußte. Auch sonst ist vieles von dem, was Scell in seiner pfälzischen Periode geschaffen hat, in den Kriegen des ausgehenden 18. Jahrhunderts wieder zerstört worden. Anderes liegt versteckt und vergessen da. Selbst Schwelgen führt ein nur dem feinsinnigen Kenner vollbewußtes Leben verträumter Einsamkeit.

Und doch ist Scell — um mit Horaz zu sprechen — nicht ganz gestorben, als er 1823 die grüne Erde verließ, wenn auch das Denkmal (Abb. 13), das ihm sein kunstsinziger König Max Joseph in München gesetzt hat und das die schlichten Worte aussprach: „Der Staub vergeht, der Geist besteht“, 1932 wegen Bauälligkeit abgetragen werden mußte. So lange inmitten des lebendigen Organismus der Großstadt München, als wahre Volksgärten, wie Scell sie sah,¹⁵⁾ Hunderttausenden ständig zugänglich, im Englischen Garten und in Nymphenburg die Wiesen grünen und die Natur in geduldigem Wachstum alljährlich ihre Wunder aus dem Geheimnis innerer Lebenskraft heraus vollbringt, so lange nicht menschliche Barbarei oder ein Wechsel der planetarischen Gegebenheiten die von Scell nachgepürten und ins Kunstwerk gebannten Gesetze unterbricht, so lange wird sein Geist bestehen.

Nicht nur die Gärten Mannheims aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert wollten hier lebendig gemacht, auch der durch sie geleistete bedeutende Beitrag der Pfalz an der ästhetischen Ausgestaltung Münchens als einer glücklichen „Stadt des Lebens“ sollte der Vergessenheit entrispen werden.



Abb. 13. Ernst von Bandel: Denkmal für Friedrich Ludwig von Seck am Kleinhesseloher See im Englischen Garten zu München (1932 wegen Bauauffälligkeit abgetragen)

Quellennachweis

Als wichtigste Quelle lag vorstehender Abhandlung das reiche Altenmaterial des Heeresarchivs München (ehem. Bayer. Kriegsarchiv), insbes. Akt A XX 2, Mannheim, Fasc. 9 zugrunde. Einige Aufschlüsse bot Akt Nr. 1394 des Bad. Generallandesarchivs in Karlsruhe. Wesentliche Zusammenhänge vermittelte das reiche Kartenmaterial des Städt. Schlossmuseums in Mannheim. Im übrigen wurden folgende Werke herangezogen:

- D. Bezzel, Geschichte des bayerischen Heeres. V. Bd. (Kurpfalzbarer. Heer 1778—1803), München 1930.
 Th. Dombart, Das Werden und Sein des Englischen Gartens zu München. In: „Oberbayer. Archiv für Vaterländ. Geschichte“, 70. Bd. München 1933.
 H. Fränkel, Das Mannheimer Stadtbild einst und jetzt. Mannheim 1925.

- F. Hallbaum, Der Landschaftsgarten. Sein Entstehen und seine Einführung in Deutschland durch F. L. v. Seck (1750—1823). München 1927.
 G. Jacob, Mannheim als Festung und Garnisonstadt. Schriften der Stadt Mannheim, Heft 3, 1937.
 F. Kammerer, Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert. Berlin 1909.
 F. J. Lipowstj, Baiarisches Künstler-Lexikon, Band II, München 1810.
 F. J. Lipowstj, Karl Theodor, dessen Leben und Taten, Sulzbach 1828.
 E. Löffler, Benj. Thompson, Graf von Rumford. Ein Amerikaner im Dienste dtsh. staatl. u. soz. Lebens. In: „Mitt. d. Dt. Akad.“ München 1937.
 Mannheimer Geschichtsblätter, Kleinere Beiträge.

- E. Redslob, Der Park zu Weimar als Ausdruck Goetheschen Lebensstils. In: „Gartenkunst“, 1920.
- F. G. Kieger, Historisch-topogr.-statist. Beschreibung von Mannheim und seiner Umgebung, Mannheim 1824.
- B. Grafen v. Rumfords kleine Schriften polit., ökon. u. philos. Inhalts, 2. Aufl., Weimar 1797.
- F. L. v. Seckell, Beiträge zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber, München 1818, 2. Aufl., 1825.
- F. L. v. Seckell in Allg. Dtsch. Biographie, Bd. 34, 1892.
- F. Strich, Die Romantik als europäische Bewegung. In „Festschrift für Heinrich Wölfflin“, München 1924.
- F. Walter, Geschichte der Stadt Mannheim, Mannheim 1907.
- F. Walter, Bauwerke der Kurfürstenzeit in Mannheim. In: Deutsche Kunstführer, Band 26, Augsburg 1928.
- F. Walter, F. L. Seckell und die Pfalz. Pfälz. Museum 38/1921.
- H. Wölfflin, Renaissance und Barock. 4. Aufl., München 1926.

Die Abbildungen 1, 2, 5, 12 und 13 entstammen dem Werk von Dombart über den Englischen Garten in München. Für Ueberlassung der Druckstöcke sage ich Herrn Professor Dombart und dem Historischen Verein für Oberbayern meinen ergebensten Dank. Die Druckstöcke der Abbildungen 3, 4, 9, 10 und 11 wurden nach Originalzeichnungen aus Alt A XX 2, Mannheim des Heeresarchivs München angefertigt.

Anmerkungen:

¹⁾ Die vorstehenden, sowie alle folgenden Zitate ohne nähere Quellenangabe entstammen ebenso wie alle Einzelheiten über die Mannheimer Militär- und Englischen Gartenanlagen dem umfangreichen Alt A XX 2, Mannheim Fasc. 9 des Heeresarchivs München.

²⁾ Bereits im Jahre 1764, als F. C. Medicus die ersten Vorschläge zur Schaffung eines Botanischen Gartens machte, empfahl er, „den kurfürstlichen Garten an dem Mühlauschlöbchen“ entsprechend umzugestalten. Er drang jedoch nicht durch, da dieses Grundstück in den letzten Jahren öfter unter Ueberchwemmungen zu leiden hatte (vgl. Ristner, Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors, Mannheim 1930, S. 125).

³⁾ Nähere Auskunft über diese Verhandlungen und die Deureichen Entschädigungsansprüche gibt der Alt Nr. 1394 des Bad. Generallandesarchivs Karlsruhe samt dem beigelegten Alt Nr. 1462 betreff. Gütertausch zw. der Kurpfalz, Hofkammer, dem Hofkriegsrat und der Stadt Mannheim 1791.

⁴⁾ Das Mühlauschlöbchen, zwischen 1727 und 1732 erbaut, war mit seinem in französischem Stile angelegten Lustgarten, wie ihn noch Baertels 1758 zeigt, öfters Schauplatz von Hofgesellschaften (vgl. Abb. 6).

⁵⁾ Auch darüber gibt der vorerwähnte Karlsruher Alt Auskunft.

⁶⁾ Ueber die endgültige, uns in Einzelheiten nicht mehr rekonstruierbare Gestaltung der gesamten Anlagen ist vor allem zu sagen, daß auf dem näher bei der Stadt gelegenen Niedergrund die eigentlichen Regimentsgärten, auf der Mühblau der Englische Garten und die aus ihm herausentwickelten „Botaniques“ usw. sich befanden.

⁷⁾ Bekanntlich wurde ähnlich wie später in München und Düsseldorf auch in Mannheim im Rahmen der Rumfordschen Heeresreform ein sog. Militärisches Arbeitshaus oder „Militärwerthaus“ errichtet. Das Mannheimer Haus war der erste Versuch und blieb deshalb, da auch keine Armenanstalt damit verbunden war, an Vollkommenheit der inneren Einrichtung hinter dem Münchener

Haus zurück. Während München die 15 bayerischen Regimenter mit Montierungsstücken versorgte, oblag dem Mannheimer Haus die Versorgung der Truppen in der Pfalz und den Herzogtümern Süllich und Berg. Bei der Belagerung durch die Oesterreicher 1795 wurde das Haus, das 1790 auch die 7 zur Gartenarbeit im Taglohn angestellten Fuhrleute zum Anreiz ihres Interesses an dieser Arbeit mit Stallkitteln versah, zum Scherz Rumfords gänzlich zerstört.

⁸⁾ Vgl. hierzu das Urteil von Medicus über den Schwefinger Garten: „Was soll man mit all den Gartengebäuden, Tempeln, Ruinen, und all den kostbaren Modellen anfangen, womit unsere in Landschaftsgemälde umgeformten Gärten recht caricaturmäßig überhäuft werden?“ (Ristner, Naturw.).

⁹⁾ Die Anpflanzung des als ein Hauptwerk der Theodoro-Palatina berühmt gewordenen Botanischen Gartens vor dem Heidelberger Tor in der Gegend der Augartenstraße durch F. C. Medicus war schon in den sechziger Jahren vorhergegangen (Ristner, Naturwissenschaften und derj., der Kurfürstl. Botan. Garten in Mannheim, Mannh. Geschichtsblätter 1929, Nr. 3 und 4). Es ist interessant, daß Medicus seine Vorliebe für die Kultur von Ercoten, namentlich von nordamerikanischen Bäumen, nachdem er ihren Erfolg für die deutsche Forstwirtschaft selbst in späteren Jahren verneinen mußte, vor allem mit den Bedürfnissen „der schönen Gartenkunst“ begründete. Er wollte Ercoten aus eigenen Samen nachzüchten, um „die englischen Gärten“ (Schwefingen, die „Angloise“ des Freiherrn von Stengel in Seddenheim usw.) damit versorgen zu können. Kein Baum soll sich nach Medicus „zu einer Modeanlage nach englischem Geschmack“ besser eignen „als der unächte Acacienbaum“, die Robinie (vgl. F. C. Medicus, Beiträge zur schönen Gartenkunst, Mannheim 1782 — im Auszug enthalten in „Rhein. Beiträge zur Gelehrsamkeit“ 1780, II —, und Medicus, Ueber nordamerikan. Bäume u. Sträucher als Gegenstände d. dtsh. Forstwirtschaft und der schönen Gartenkunst, Mannheim 1792 bei Schwan u. Götz od. in „Staatswirtschaftl. Vorlesungen“, 2, I).

¹⁰⁾ Der Plan zur Errichtung eines Botan. Gartens in München, mit dem ursprünglich Medicus beauftragt werden sollte, wurde zuerst 1803 erwogen. Die Verwirklichung zog sich aber bis 1807 hin, so daß Medicus aus Gründen der Hinfälligkeit sich der Aufgabe nicht mehr unterziehen konnte (vgl. Ramsauer, F. C. Medicus u. die naturw. Probleme d. 18. Jahrh., in „Saarpfälz. Abhandl. 3. Landes- u. Volksforsch.“, 2. Bd., Neustadt/Weinstr. 1938). An Medicus' Stelle wurde sein Mannheimer Akademienosse Dr. Melchior Gütthe mit der wissenschaftlichen, Seckell mit der künstlerischen Gestaltung beauftragt.

¹¹⁾ Vgl. hierzu Alt Nr. 1394 d. Bad. Generallandesarchivs Karlsruhe.

¹²⁾ Vgl. Dombart, Engl. Garten. Dort auch Skizze der Balladio-Brücke in München.

¹³⁾ Der spätere bay. Feldmarschall, seit dem Ableben seines Vaters, des pfälz. Oberamtmanns in Heidelberg Ferd. Jos. von Wrede, Vertreter der pfälz. Regierung im Hauptquartier des kaiserl. Generals Fürsten v. Hohenlohe in Schwefingen.

¹⁴⁾ Die Münchener Militärgärten, die in der ersten Wiesenzone des Engl. Gartens zwischen Königsstraße und Schwabinger Bach lagen (vgl. Abb. 5 und 12), sind 1799 unter Berncks Amtszeit weggeräumt worden (Hallbaum und Dombart).

¹⁵⁾ Ueber die Grundsätze, nach denen Seckell die Volksgärten behandelte und ausführte, berichtet er in den Beiträgen zur Gartenkunst: „Der Volksgarten ist demnach in doppelter Hinsicht die vernünftigste, wohlthätigste und lehrreichste gymnastische Schule für Geist und Körper, und gehört unter die nötigsten der bildenden Kunstanstalten einer humanen und weisen Regierung“.



M a n n h e i m. Haupttreppe des Schlosses. Deckengemälde von Cosmas Damian Asam. Stuckaturen von Paul Egell. 1729—1730. Aufnahme: Schloßmuseum Mannheim

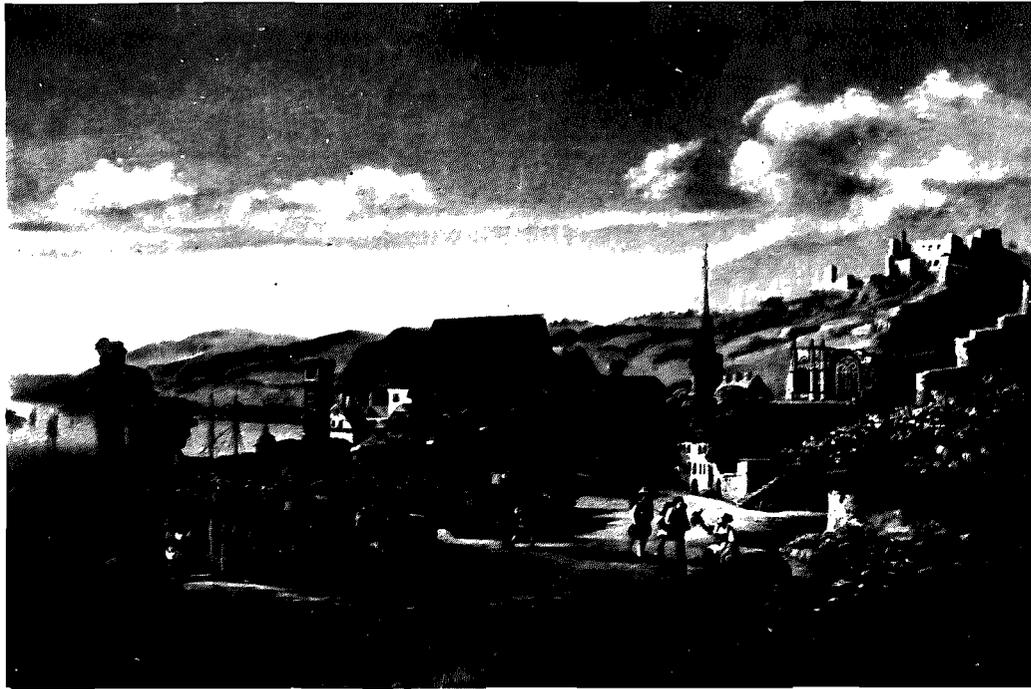
Bilder aus alten pfälzischen Residenzen und Städten

Von Gustaf Jacob

Die gegenwärtige Sonderschau des Schloßmuseums: „Bilder aus alten pfälzischen Residenzen und Städten“ läßt auf der Wanderung vom Rhein und Neckar zur Donau und in die Oberpfalz in zweihundert Fotos Schönheiten aus jenem alten Kulturland augenscheinlich werden, das so oft im Wandel der Zeiten seine Grenzen geändert und ein buntes Gemisch von Völkern und Stämmen gesehen hat. Nicht das Gebiet des bayerischen Rheinkreises, das seit dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 mit dem Territorialnamen der Pfalz bezeichnet wird, ist hier in den Mittelpunkt gerückt worden, vielmehr schien es einmal reizvoll, vergessenen Pfaden alter pfälzischer Herrlichkeit zu folgen.

Mitten im Rhein liegt auf einer Insel vor der Stadt Caub ein seltenes Bauwerk, die Pfalz auf dem Pfalzgrafenstein. Sie hat in alten Zeiten den deutschen Strom, diese große Verbindungsaachse zwischen Süden und Norden, als wichtige Zollstätte gesperrt, in der Sylvesternacht 1813 Blüchers Truppen den Uebergang über den Schicksalsstrom zum Feldzug gegen Napoleon erleichtert. Die Sage hat diese Burg zur Wochenstube der ältesten Pfalzgräfinnen werden lassen; denn der Erbpfalzgraf sollte nur auf der Pfalz im Rhein geboren werden.

Am andern Ufer grüßt das liebliche Bacharach, einst das Fundament der alten Pfalzgrafschaft, als Nachen an Bedeutung verloren hatte, der wichtigste Rheinstapelsplatz, nach Merians Bericht „von



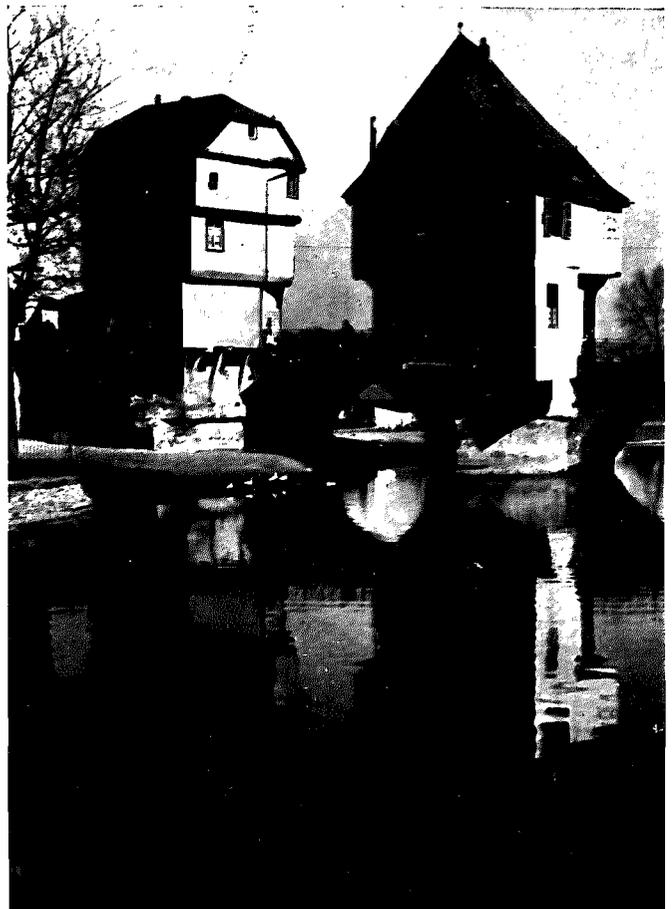
Bacharach a. Rh. Blick auf die Peterskirche (13. Jahrhundert), die Wernerkapelle (1293 begonnen) und die Burg Stahleck, den einstigen Sitz der Pfalzgrafen. Nach einem Aquatintablatt von Bleuler, um 1825.

zweyen kostbarlichen und stattlichen Dingen sehr ansehnlich. Erstlich vom Weinwachs, so allenthalben Ruf hat und hin und her weit geführt wird, und dann vom Rheinzoll zu Bacharach und Caub, so der Chur-Pfältzischen Cammer ein großes vor diesem eingetragene hat.“ Droben auf der Burg Stahleck residierte Friedrich Barbarossas Stiefbruder und Neffe Konrads III., der neue Pfalzgraf Konrad, der durch das Erbe Friedrichs von Schwaben die Pfalzgraffschaft am Rhein 1155 weit nach Osten ausdehnen konnte, und seit jenen Tagen blieben Stahleck und Bacharach mit der rheinischen Pfalz vereint.

Durch den Erwerb der Sponheimischen Graffschaft vermochten die Pfalzgrafen nach Norden bis zur Mosel vorzustößen. Auf dem Hunsrück haben sie seit 1359 Simmern zum politischen Mittelpunkt gemacht und sich den Zugang zum Rhein gesichert. Kreuznach, das alte Cruciniacum der Römerzeit, einst Sitz einer Karolingischen Pfalz, wurde der Schwerpunkt der „vorderen Graffschaft“ des Rheingaus. Zwischen den alten Häusern der Stadt und auf der Nahebrücke lebt noch viel volkstümliches Pfälzertum, und man erinnert sich, daß hier der Malerdichter Friedrich Müller, genannt Maler Müller, 1749 geboren wurde. Das Beste, was er als Künstler schuf, war der frischen, urwüchsigsten Kraft seines Heimatlandes entwachsen.

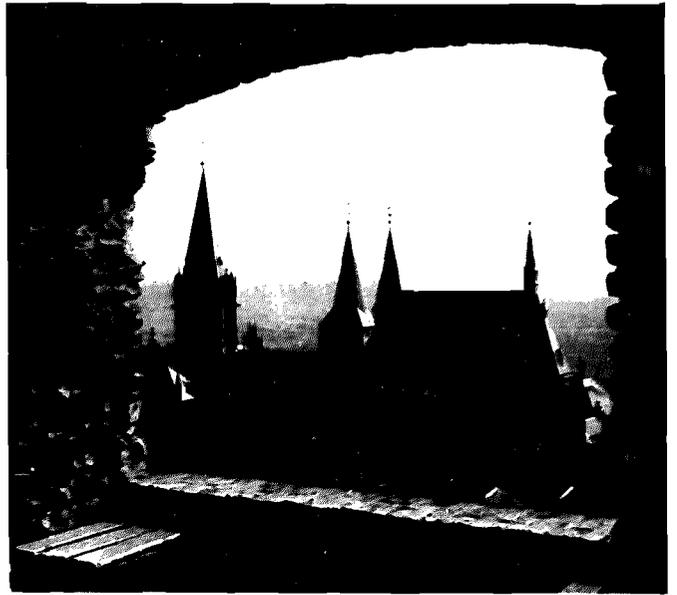
Auch nach Oppenheim, wo am Rande der Rheinebene die Türme der Katharinenkirche über den Strom ragen, dehnten die Pfälzer Kurfürsten seit 1378 ihre Macht. Wie Ingelheim, so war auch

Kreuznach. Nahebrücke mit Häusern. Aufnahme: Dr. G. Jacob, Mannheim.



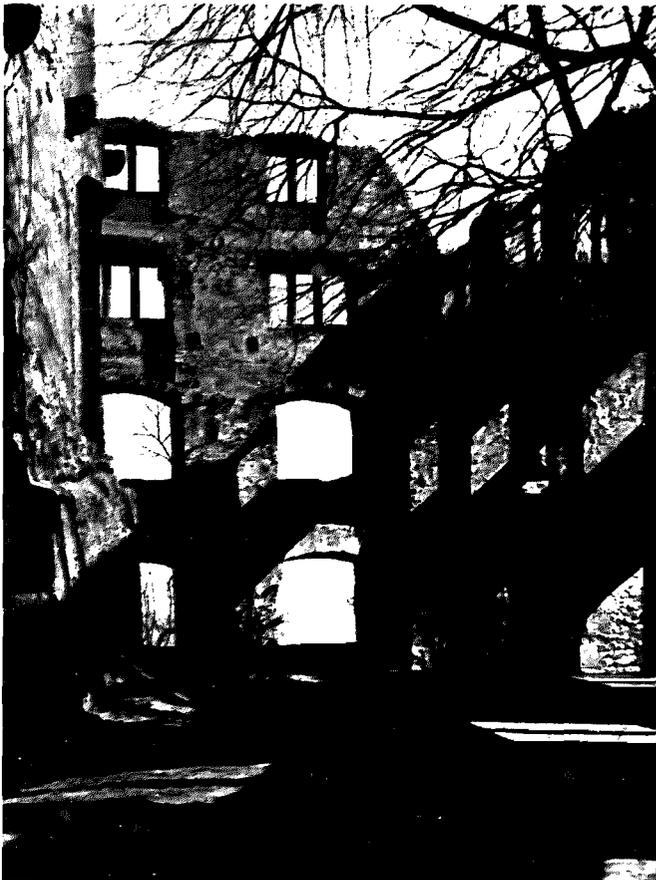
dieser Besitz von besonderer Bedeutung, erhob sich doch in fränkischer Zeit auf dieser Lage die Pfalz in Tribur, die zum Schutze des Rheinübergangs eine so große Rolle spielte. Droben am Berg steht ausgebrannt seit den Stürmen des pfälzisch-orléanschen Erbfolgekrieges die ehemalige *Landskron*; ihre Ruinen künden von der Herrlichkeit der einstigen Reichsfeste Kaiser Lothars des Sachsen, in der Ruprecht von der Pfalz, der zehn Jahre lange die Krone eines deutschen Königs trug, am 18. Mai 1410 seine Augen schloß. Es liegt tief im Schicksal seiner Zeit begründet, daß es ihm versagt bleiben mußte, die Pfalz zum Mittelpunkt des Reiches zu erheben und seine Stammlande am Rhein, wie zur Römerzeit, zur Basis der Zusammenfassung und Beherrschung Deutschlands von Westen her zu machen.

Heidelberg am Neckar, der beherrschende Platz der Straßen rings um den Odenwald, wurde zu Zeiten Ruprechts I. (1353—1390) zum Mittelpunkt des ersten weltlichen Kurstaates emporgehoben und hat das kulturelle und politische Vermächtnis dieser neu orientierten Herrschaft lange bewahrt. Der kluge Fürst hat als Siebziger in dieser



Oppenheim a. Rh. Blick von der Ruine Landeskron auf die im 13. Jahrhundert begonnene, im 14. Jahrhundert erweiterte Katharinenkirche.
Aufnahme: Dr. G. Jacob, Mannheim.

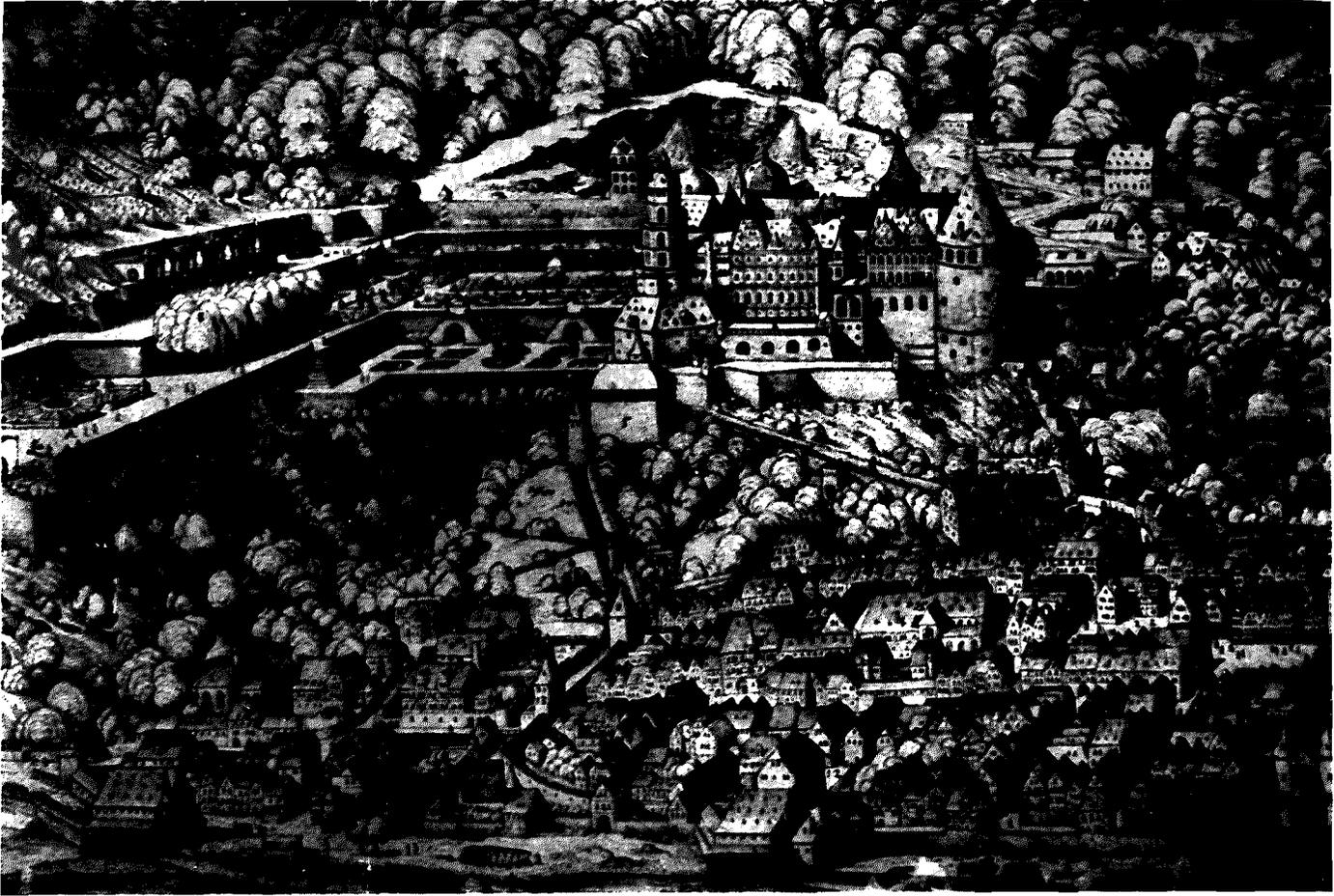
Oppenheim a. Rh. Ruine Landeskron, bedeutende Reichsfeste im 13. Jahrhundert.
Aufnahme: Dr. G. Jacob, Mannheim.



Stadt am 1. Oktober 1386 die älteste Universität im Altreich ins Leben gerufen und damit diese Residenz durch viele Jahrhunderte zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland gemacht. Unvergleichlich ist der Heidelberger Schloßhof, der unter den Kurfürsten Friedrich II. und Ottobereich, welche aus der Beschäftigung mit der Kunst ein Hauptziel ihres Lebens machten, seinen glanzvollen Ausbau erfuhr. Seit 1720 hat dann Mannheim dieses große Erbe der Nachbarstadt angetreten und die pfälzische Kultur des 18. Jahrhunderts in reichem Maße entfaltet. Das Mannheimer Schloß, seine Räume und seine Sammlungen, erinnern heute noch an eine der glänzenden, auf allen Gebieten des kulturellen und künstlerischen Lebens gleich schöpferischen Epochen rheinisch-pfälzischen Barocks.

Um dieses Zentrum künstlerischen Schaffens am Rhein und Neckar liegen alte kurpfälzische Oberamtsstädte mit reicher Vergangenheit. In Ladenburg, berühmt durch seine wehrhaften Befestigungen aus dem Mittelalter, als die Wormser Bischöfe hier residierten, saßen die Adelsfamilien der Bertendorf, der Illner, der Kronenberg, der Sickingen. Selbst das Bürgerhaus empfängt im Stadtbild seine besondere Note. Wie stattlich steigt dies Haus von 1598 mit seinen schmucken Holzgalerien unweit der Galluskirche empor und erinnert daran, daß Ladenburg einst eine der glänzenden Städte Deutschlands war.

Drüben in Weinheim an der Bergstraße, wo die Weschnitz aus dem Odenwald in die Rheinebene tritt, hat Ottobereich, der prachtliebende



Heidelberg. Das Schloß und der Hortus Palatinus von Norden gesehen.
Ausschnitt aus dem Stich von Merian 1620

Pfalzgraf, nach den schweren Jahren des wirtschaftlichen und politischen Niedergangs seines Herzogtums Neuburg 1547 Zuflucht gefunden, und es darf nicht vergessen werden, daß auch Kurfürst Johann Wilhelm, der nach der Verwüstung der Pfalz im Raubkrieg Ludwigs XIV. den wehrhaften Ober-torturm 1698 durch den fränkischen Baumeister Pettrini wieder für Wohnzwecke ausbauen ließ, hier Aufenthalt nahm. Im Obergeschoß dieses mächtig sich reckenden alten Bollwerks, dessen Innenräume der Mannheimer Stukkateur Albuzio seit der Mitte des 18. Jahrhunderts so sonnig und heiter mit Zierrat versah, hat Elisabeth Auguste, des Kurfürsten Carl Theodor Gemahlin, am 17. August 1794 ihr Leben beschlossen.

Sodann bietet Schwesingen, Carl Theodors Sommerschloß, ein großartiges Beispiel kunstvoller Gartenkunst und Pigages 1752 emporgesührtes Rokokotheater findet kaum seinesgleichen in Deutschland. Einen königlichen Garten nennt Wilhelm Heinse diese Anlage „mit einer bezaubernden Durchsicht“. Der Dichter Josef Eichendorff notierte als Student am 28. Juli 1807 seine Eindrücke vom Schwesinger Garten in sein Tagebuch: „Gleich

beym Eintritt schöner Point de vue durch eine durchaus ausgehauene Allee auf den fernen blauen Donnersberg, gerade symmetrisch in der Mitte. Zu beyden Seiten des Schlosses schließen sich ferner ungeheure Orangerie-Paläste an. Großes römisches Bassin mit Statuen und vielen Wasserkünsten. Ungeheure, himmlische Alleen, sich nach allen Richtungen durchkreuzend.“

Auch Mosbach, am Ausgang des Elztales zum Neckartal gelegen, ist unter Pfalzgraf Ruprecht — 1362 — zu einer pfälzischen Fürstenstadt emporgewachsen und blieb mehr als vierhundert Jahre mit dem Schicksal der alten Kurpfalz verknüpft. Zwar ist die Burg des Pfalzgrafen, unter denen Otto I. Mosbach zur Residenz erwählte, heute aus dem Stadtbild verschwunden, allein die schmucken Fachwerkhäuser, in ihrem merkwürdigen Nebeneinander fränkischer und alemannischer Bauart, künden nicht weniger von dem Fleiß des Bürgertums dieser späteren kurpfälzischen Oberamtsstadt, wie das Rathaus mit dem stolzen Turm von 1554. Um diese Lande ist im 17. und 18. Jahrhundert viel gekämpft und gestritten worden, und manches Denkmal deutscher Kunst sank dahin. Was blieb, ist reich

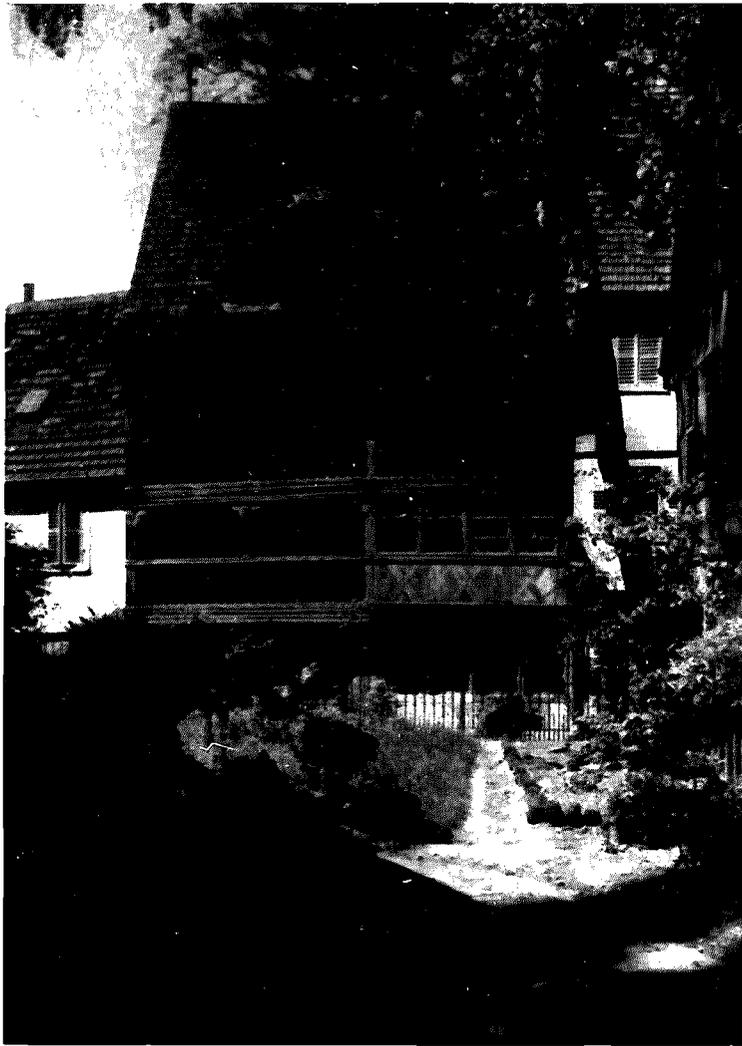


Mannheim. Schloß, Bibliotheksaal, erbaut nach Plänen des Nicola de Pigaage.
Ausstattung um 1755. Aufnahme: Schloßmuseum Mannheim

genug, eine Anschauung zu vermitteln von der liebenswerten Schönheit des alten rechtsrheinischen Kurpfälzer Lebensraumes im heutigen Gau Baden.

Von hohem Stolz der pfälzischen Wittelsbacher zeugt die Erwerbung der Oberpfalz, die bis zum Dreißigjährigen Kriege auf das engste mit dem Schicksal der Kurpfalz am Rhein verknüpft blieb. Denn Ludwig der Bayer teilte seine Lande mit

den Söhnen und dem Enkel seines Bruders Rudolf. 1329, im Vertrag von Davia, überließ er den Pfalzgrafen Rudolf I., Ruprecht I. und Ruprecht II. die Pfalz und einen beträchtlichen Teil des bayerischen Nordgaus, die spätere Oberpfalz. 1356 sicherte Kaiser Karls IV. goldene Bulle den Pfälzern den Alleinbesitz der Kur. Es ist die Geburtsstunde der Kurpfalz, die aus der Pfalz am Rhein und aus der Oberpfalz bestand. Amberg an der



Ladenburg am Neckar. Haus mit Holzgalerie, 1598.
Aufnahme: Dr. G. Jacob, Mannheim

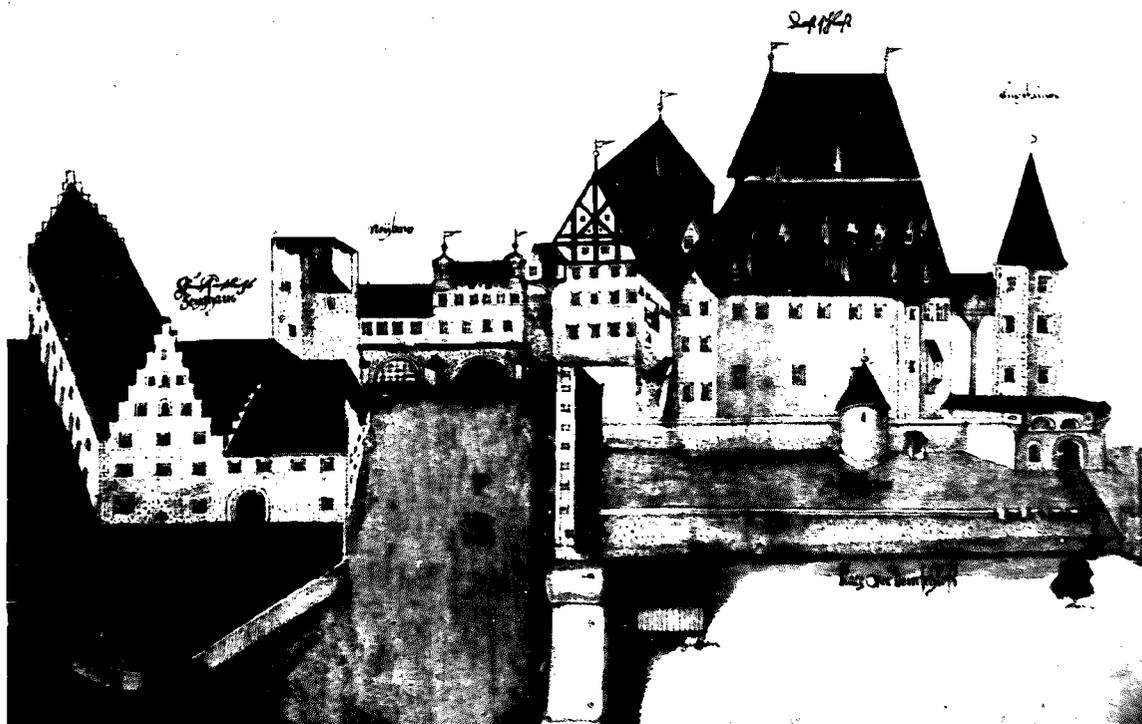
Bils wird Residenz und bleibt es bis zum Jahre 1390, als Ruprecht II. als Kurfürst seinen Sitz nach Heidelberg verlegt. Doch wurde es zur Gewohnheit, daß nunmehr der Kurprinz als Statthalter der Oberpfalz in Amberg Residenz nahm. Zeugnisse mächtiger Kraftentfaltung dieser Hauptstadt der Kuroberpfalz sind heute noch die Kirchen St. Martin, St. Georg, das gotische Rathhaus, das kurfürstliche Schloß und Zeughaus, das Regierungsgebäude, nicht zuletzt die bedeutende alte Stadtbefestigung mit 97 Thürmen, die Amberg den Ruf einer der festesten deutschen Städte eingetragen hat. Wehrhaften Geistes, stark und kräftig steht das Zeughaus, dessen Südflügel Friedrich IV. durch den Heidelberger Johann Schoch errichten ließ. Der dem Schlosse durch den gleichen Meister jenes Gebäude zufügen ließ, das sich heute noch, wenn auch in veränderter Form, allein erhalten hat, war wiederum der Gründer von Stadt und Festung Mannheim. In höchster Blüte stand der Handel der Stadt, ja bis ins Ungarnland drangen die Am-

berger Kaufleute vor. Wie Heidelberg, Oppenheim und Bacharach ihre pfälzischen Münzstätten hatten, so waren die Pfalzgrafen und Kurfürsten von den Tagen Ruprechts I. an — seit 1360 also — eigene Münzherren und ließen sich in Amberg ihre Heller, Basen, Taler und Goldgulden prägen.

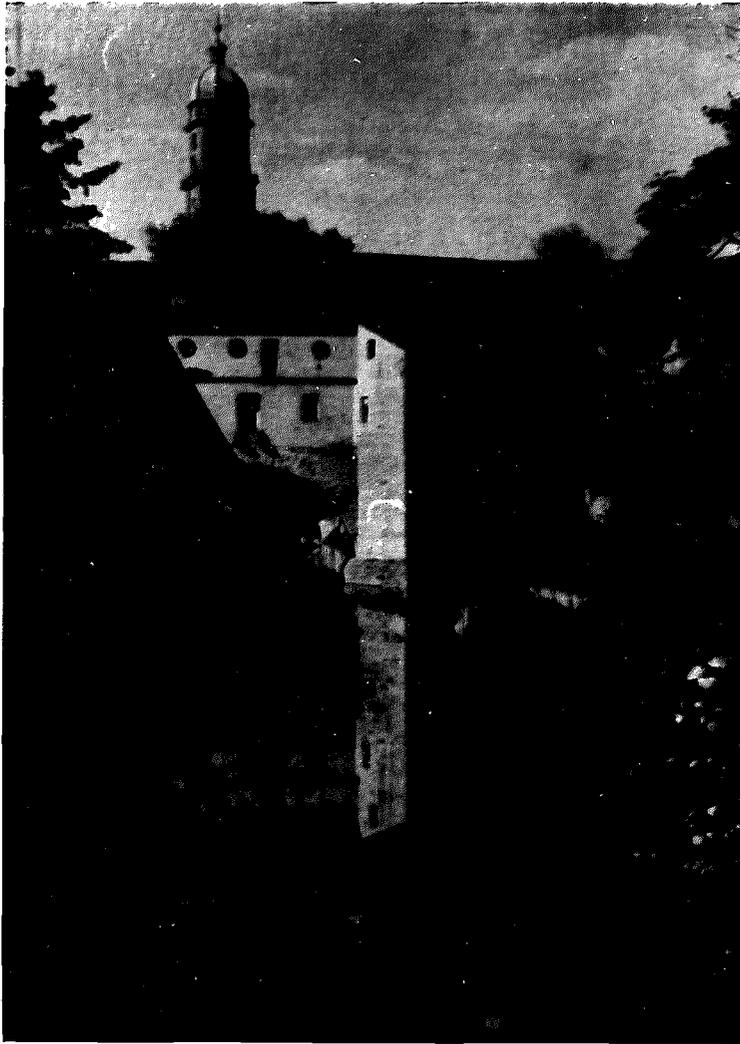
Unter Friedrich V., dem Winterkönig, brach im Dreißigjährigen Kriege das Schicksal über Amberg und die ganze Kuroberpfalz herein. In der Stadt residierte seit 1595 als Statthalter Fürst Christian zu Anhalt, der die Böhmen zum Widerstand gegen ihren König, den nachmaligen Kaiser, ermunterte und die Wahl Friedrichs V. zum König von Böhmen betrieb. In Amberg erwartete Friedrich vom 18. bis 29. August 1619 die Nachricht von seiner Erwählung. Der Krieg war unvermeidlich geworden. Am 8. November 1620 verlor Friedrich V. am Weißen Berge bei Prag Schlacht und Krone. Amberg und die Oberpfalz waren unwiederbringlich verloren, wurden vom pfälzischen Mutterland getrennt und Altbayern zugeteilt.



Sulzbach/Oberpfalz. Das Schloß von Westen. Neu aufgeführt 1618—1620.
Aufnahme: Dr. G. Jacob, Mannheim



Amberg/Oberpfalz. Kurfürstliches Schloß.
Nach einer Zeichnung von Hans Wandpaldung 1589 im Stadtarchiv Amberg



Amberg/Oberpfalz. Die „Stadtbrille“ mit dem Turm der Martinskirche aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.
Aufnahme: Dr. G. Jacob, Mannheim

Von besonderer Art ist auch die Geschichte des oberpfälzischen Sulzbach. Hier in dieser auf schroffen Jurafelsen aufgebauten Stadt angelangt, denkt man sogleich an den in Mannheim residierenden Kurfürsten Carl Theodor, der diesem sulzbachischen Hause entstammte, der letzte dieses Stammes. Er schien zum Erben wie geboren, nicht genug, daß er zur Kurwürde gelangte: seit 1778 vereinigte er auch bis auf Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld alle Wittelsbachischen Territorien unter seinem Szepter.

Schon der erste Anblick der Stadt ist bedeutend. Wie ein großer steinerner Schrein, der unmittelbar auf steilabfallende Felsen gesetzt ist, liegt das weitläufige einstige Herzogschloß über dem weit offenen Tale des Rosenbachs. Solch ausgesuchte Lage war vorzüglich zur Befestigung geeignet. Als ein Zweig der pfälzischen Wittelsbacher sich in Sulzbach niederließ, empfing das Schloß seine neue Gestalt. Feierlich hielt 1582 Ottheinrich II. seinen Einzug

in diese Residenz. Er traf von der alten Burg, die in den frühen Zeiten mit den geschichtlichen Begebenheiten des Nibelungenliedes verbunden ist, nur wenig Erhaltenes an. Er bestellte sich zum Baumeister Adam Schwarz, ein Mitglied des Rats, und ließ sich auf den alten verfallenen Mauern eine fürstliche Wohnung bauen.

In der Zeit des Herzogs August, mit dem die Sulzbacher Linie des Hauses Wittelsbach eigentlich beginnt, wird dann das Schloß in den Jahren 1618 bis 1620 ganz neu hergestellt und ein großer Trakt mit den neuen Fürsten- und Gastzimmern gestaltet.

Man bewundert in Sulzbach neben der Stadtpfarrkirche, deren Hochalter ein Altarblatt der Himmelfahrt Mariae von Hans Georg Wsam, dem Vater des 1728 bis 1730 in Mannheim tätig gewesenen Cosmas Damian Wsam, schmückt, vor allem ein reizvolles Rathaus, das wohl schon um 1400 als bedeutender Steinbau vollendet wurde.

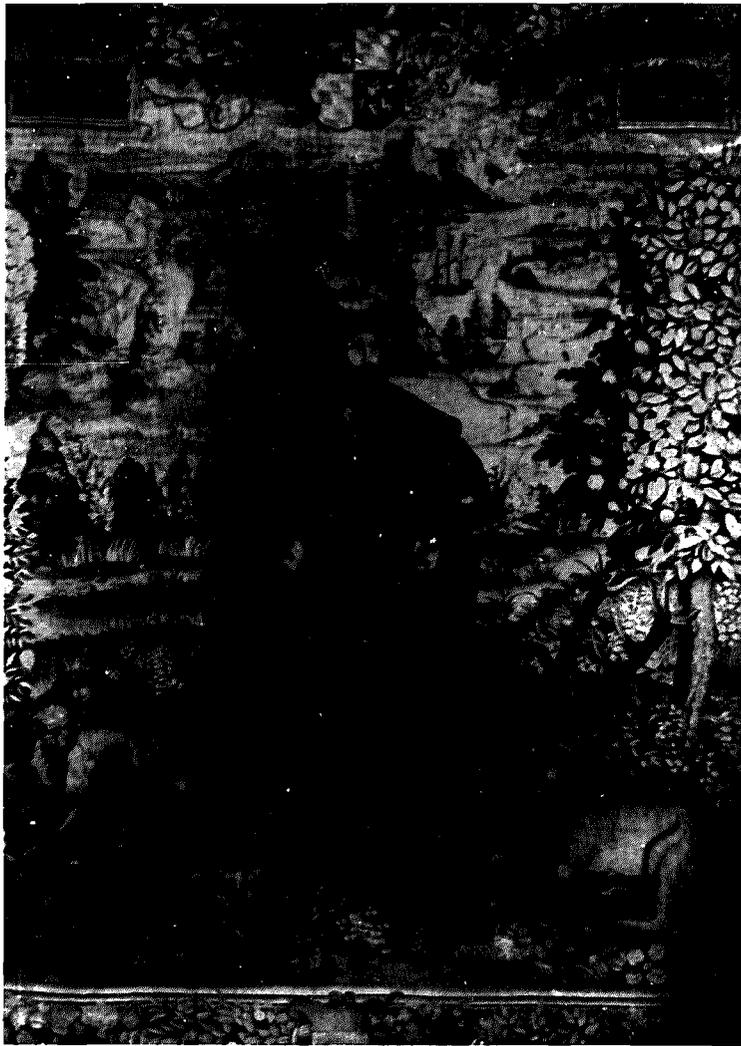


Neuburg an der Donau. Schloß, Innenhof, Ottheinrichsbau 1530—1538.
Aufnahme: Dr. G. Jacob, Mannheim

In anderen höchst wirksamen Bildern tritt uns die alte pfälzische Kultur im einstigen Herzogtum Pfalz-Neuburg entgegen. Am Steilufer der Donau liegt festlich und heiter die alte Residenz Neuburg. Gewaltig ist die Silhouette, markant ist die Lage dort, wo sich in der Westflanke des Donaumoos ein Höhenzug südwärts hinzieht, der Neuburg mit Augsburg verbindet. Was hier so bedeutsam vom Felsbühl auf den Strom herunterblickt, hat die Zeit der Renaissance und des Barock gestaltet. Fürstliche Bauherren und kunstgeübte Werkmeister aus drei Jahrhunderten vollbrachten das Wunder dieses mächtig gefügten fürstlichen Wohnsitzes. Unter Pfalzgraf Ottheinrich hebt, bevor er noch zur pfälzischen Kurwürde gelangte, auf Schloß Neuburg ein mächtiges Bauen an. Der Nürnberger Ratsbaumeister Paul Beham wird als Ratgeber beigezogen, Hanns Knos ist der Architekt. 1530 nimmt man die gewaltige Dreiflügelanlage in Angriff, acht Jahre später ist sie vollendet. Der

Bau Ottheinrichs, ursprünglich aus drei gegen Osten offenen Flügeln bestehend, wendet sein schönstes Antlitz dem Innenhof zu. Aufgeschlossen sind die Wände durch Laubengänge, die über zwei Geschossen sich hinziehend, den Hoffassaden die besondere Eigenart verleihen.

Neuburgs Schloß war zu Ottheinrichs Zeiten Mittelpunkt fürstlichen Sammelwesens. Doch im Schmalkaldischen Kriege, dem ersten deutschen Glaubenskriege, stand es dem Raub offen, als das protestantische Neuburg den Truppen Kaiser Karls V. ausgeliefert war. Die berühmten Ottheinrich-Teppiche, die auf kaiserlichen Schiffen nach Spanien geschafft werden sollten, wurden von den Franzosen gekapert. Auf mancherlei Irrwegen sind einige wieder nach Deutschland zurückgekehrt. So auch jener mit dem Bildnis Ottheinrichs und der Devise „Mit der Zeit“ und der Jahreszahl 1535 im historischen Museum zu Neuburg.



Otttheinrich-Teppich. Entwurf von Mathias Gerung, 1535. Gobelin im Historischen Museum Neuburg a. D.
Aufnahme: Dr. G. Jacob, Mannheim

Eine Wegstunde von Neuburg entfernt liegt noch ein Otttheinrichsbau, das Jagdschloß Grünau. Der Pfalzgraf baute es aus, als er Susanne, die Tochter Herzog Albrechts IV., des Weissen, heimführte. „Wenn man vor der Zeit wollen lustig sein, und einen guthen muth haben, so ist man dahin geraiffet“, erzählt ein Zeitgenosse, der Augsburger Antiquar Philipp Hainhofer.

Mit wenigen Schritten erreichen wir vom Schloß Neuburg her den Karlsplatz und die mächtige Hofkirche des Graubündeners Gilg Bältin. Sie war von ihrem Gründer Philipp Wilhelm 1602 als protestantische Bekenntniskirche gedacht, als „Truchmichel“ gegenüber der nur wenig älteren Michaels-Hofkirche in München, wurde aber unter dem Sohne Wolfgang Wilhelm als katholische Kirche vollendet. Dieser Herzog, ein Fürst, der durch seine Reisen an beinahe allen europäischen Höfen reiche Erfahrungen sammelte, hatte einst dieser Kirche drei gewaltige, in den Jahren 1617 bis 1620 voll-

endete Gemälde von Peter Paul Rubens — das große jüngste Gericht, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Geburt Christi —, die heute zu den Perlen der älteren Pinakothek in München gehören, zum Geschenk gemacht und damit sein Interesse für die Malerei des Barock in besonderem Sinne bekundet.

Das wenige, das hier aus meinem im Kreise des Mannheimer Altertumsvereins am 5. Dezember 1938 gehaltenen Lichtbildervortrag zur Betrachtung der Ausstellung im Schloßmuseum mehr andeutend als darstellend gegeben werden konnte, verrät doch einen erstaunlichen Reichtum an Kunst- und Denkmälern innerhalb eines weitverzweigten und vielfach raumzersplitterten Staatswesens, dessen politischer und geistiger Mittelpunkt im 18. Jahrhundert für nahezu sechs Jahrzehnte Mannheim gewesen war. Vergessen wir eines nicht, daß sich in der Erkenntnis des Wachstums und Kampfes dieser Städte tausendgestaltig ein Stück deutscher Geschichte enthüllt.

Eine Denkmünze aus der größten Notzeit der Kurpfalz

Von Hans Neumann

In den Tagen, da im Mannheimer Schloßmuseum eine bedeutsame Schau aus dem ehemaligen Gebiet der alten Kurpfalz unter eingehender Berücksichtigung des rechtsrheinischen Landstrichs im Gau Baden gezeigt wird, zugleich in dem Jahre, in welchem „die böhmische Frage“ wieder einmal verhängnisvoll am politischen Horizont abgemalt war, ist es von hohem Interesse, eine Münze kennenzulernen, die zur Erinnerung an tief einschneidende Ereignisse im Dasein der kurpfälzischen Dynastie geprägt, uns jene schicksalsvollen Tage lebendig vor Augen führt. Die Schauseite zeigt im Mittelfeld den Reichsapfel als Insignum des Pfalzgrafen (Reichs-Vicar und erster Graf des Reiches, einmal auch Träger der deutschen Königskrone), umgeben von zwei Feldern, die in die bekannten bayerischen Rauten zerlegt sind (Wittelsbach), neben den Rautenfeldern zwei pfälzische Löwen in Gegenpiel; am Innenrand oben in der Mitte den Kurhut mit dem Kreuzschmuck und im weiteren Randfeld die Kette mit dem goldenen Vlies. Der äußerste Rand trägt die Inschrift, der wir unser ganzes Interesse zuwenden haben; sie lautet:

MAXIMIL. COM. PAL. RH. UT. BAV. DUX. S. R. I.
ARCHIDAP. ET. ELECTOR.

was ausgeschrieben zu lauten hätte:

Maximilianus Comes Palatinus Rhenanus Utriusque
Bavariae Dux Sancti Romani Imperii Archidapiver
Et Elector

zu deutsch:

Maximilian Pfalzgraf bei Rhein und beider
Bayern Herzog, des heiligen römischen Reiches
Erztruchseß und Kurfürst.

Rechts und links vom Wappeninnenfeld steht die
Jahreszahl 1625.

Was bedeutet und erzählt uns nun diese Inschrift? Sie enthält in wenigen inhaltsvollen Worten die ganze Not, in die unsere Kurpfalz (der Heidelberger Pfalzgraf Friedrich V.) alsbald nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges geraten war. Wir wissen, daß es insbesondere die politische Haltung dieses Pfalzgrafen war, die das furchtbare Elend über die Pfälzer Stammlande herabbeschworen hat. Er ließ sich hinreißen, als Haupt der protestantischen Reichsfürsten und Calvinist, den verlockenden Antrag anzunehmen, sich zum König von Böhmen erklären zu lassen und verlegte seine junge Hofhaltung von Heidelberg im Jahre 1619 nach Prag, der Hauptstadt seines neuen Königreiches. Am 4. November 1619 ist Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zu Prag mit der böhmischen Krone gekrönt worden;

so ward er, der Reichsfürst, der größte Gegner des Kaisers Ferdinand II., des Habsburgers, der soeben zu Frankfurt die deutsche Kaiserkrone empfangen und seine Erbansprüche auf Böhmen niemals aufgegeben hatte. Man hat es dem Kurfürsten Friedrich V. stets zu Gute gehalten, daß er nicht eigentlich aus dynastischem Ehrgeiz oder Herrschergelüst,



Denkmünze Maximilians von Bayern, 1625

als vielmehr aus religiösem Eifer dem Ruf der Böhmen folgte, die in ihrem religiösen Recht als bedrängtes Volk dem Katholizismus Trotz boten. So erscheint Friedrich als ein „Defensor Fidei“, sein Schritt nach Prag war ein Kampfschritt für den evangelischen Glauben, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er, wenn er Sieger geblieben wäre, als ein großer protestantischer Held gefeiert worden wäre, ähnlich, wie wenig später, Gustav Adolf der Schwedenkönig; ebenso klar aber auch, daß Friedrich im Fall eines Mißerfolges seines „Abenteuers“ ganz Deutschland in maßloses Elend stürzen mußte. So wird klar ersichtlich, daß der Kurpfälzer schon zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges den Schicksalschlüssel Deutschlands in der Hand hatte. Er glaubte, daß Böhmen aus der großen religiös-fanatichen Begeisterung heraus die Kräfte schöpfen könnte, um nicht nur seinen Thron zu halten, sondern auch siegreich zu werden gegen den Kaiser und die Liga, den Bund der katholischen Reichsfürsten. Aber gerade darin hat sich Friedrich furchtbar getäuscht, namentlich hat er nicht damit gerechnet, daß der Herzog Maximilian von Bayern, der Vetter und intime Freund des Kaisers, dabei selbst Haupt der Liga und überzeugter Katholik, den Kampf gegen Friedrich mit allen nur irgendwie verfügbaren Kräften führen werde. Er wußte auch nicht, daß ihm, dem Herzog von Bayern, als Belohnung für die Hilfe, die er dem Kaiser brachte, die pfälzische Kurwürde und das Besitztum aller Lande winkte, die er dem



Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz.
Kupferstich von G. J. Delpinus

Pfalzgraf abgewinnen würde. So war bei Kaiser und Liga von vornherein ausgemacht, daß der Pfälzer für seine Einmischung in Fragen Habsburgischer Erblande schwer bestraft werden sollte. Schnell nahte sich die Katastrophe: Am 8. November 1620 wurden die böhmischen und pfälzischen Streitkräfte von Maximilians Heer unter Tilly in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag aufgerieben, noch ehe der Kurfürst mit seinen englischen Offizieren, die er auf dem Grabschin, dem alten Königsschloß zu Prag, als Gäste bewirtete, in die Schlacht eingreifen konnte. Nur durch schnelle Flucht konnte sich „Der Winterkönig“ mit seiner Gemahlin, Elisabeth Stuart, der Tochter Jacobs I. von England, retten; er verließ sein Königreich und mußte all seine Erblande im Stich lassen; genau 12 Jahre später ist er in Mainz gestorben, nachdem er noch den Tod Gustav Adolfs erfahren hatte.

Nun die Liga Sieger geworden und Maximilian diesen großen Schlag gegen die Pfalz geführt hatte, wirkten sich die so geschaffenen Verhältnisse ungeheuer verhängnisvoll aus. Vom Rhein her rückten die Spanier vor. Tilly eroberte Heidelberg und

damit den Stammsitz der Pfälzer Kurfürsten, Friedrich V., der in den Niederlanden weilte, um dort noch einmal Hilfe für seine Sache zu erwarten, verfiel zur Strafe für sein „crimen laesae Majestatis“ der Reichsacht. Er verlor seine Stammlande an den Sieger Maximilian, der diesen Sieg in vollen Zügen auskostete. In diese Zeit fällt auch der Raub der altberühmten Handschriftenbücherei der Heidelberger Universitätsbibliothek, die als Geschenk Maximilians von Bayern an den Papst nach Rom wanderte, so daß der oberste Hirte der katholischen Christenheit sich auch ohne Skrupel an dem statuierten Exempel beteiligte, das an dem protestantischen Reichsfürsten vollzogen ward. —

Von all dem kündet unsere Münze: sie besagt, daß Maximilian vom Kaiser mit der Kurfürstwürde des besiegten Pfalzgrafen und mit seinem Erzamt als Erztruchseß (Archidapifer) belehnt und belohnt wurde.

Von der furchtbaren Strenge, mit der nicht nur in Böhmen, sondern gerade auch in der Pfalz am Rhein und der Oberpfalz die Rekatholisierung durchgeführt wurde, schweigt die Münze wohl, aber doch kündet sie uns auf der Rückseite den Sieg der Gegenreformation.

Wir erblicken hier die über Wolken thronende Gottesmutter als Himmelkönigin mit dem Christuskind, das den Weltapfel (Weltkugel = Reichsapfel) in der Rechten trägt. Sie erhebt stolz das Szepter und ist umgeben von der flammenden Gloriole. Sie wird also gefeiert, als die Schützerin des frommen katholischen Glaubens, der sich ausdrückt in der Umschrift:

CLYPEUS OMNIBUS IN TE SPERANTIBUS

zu deutsch:

Ein Schild allen, die auf Dich hoffen.

Und auf die Hilfe und den Erfolg der gegenreformatorischen katholischen Kräfte sollten nach der Meinung desjenigen, der die Münze schlug, „Alle Guten“ hoffen!

So ist die Münze ein wertvolles Dokument aus der schlimmsten Notzeit der kurpfälzischen Lande und wohl wert, in ihrer ganzen Denkwürdigkeit bekannt zu werden. Ich bringe sie daher in diesen Blättern, als eine Erinnerung an die Zeitläufte vor 300 Jahren (kurz nach der Stadtgründung Mannheims).

Gefunden wurde die Münze im Jahre 1890 in der unterfränkischen ehemaligen freien Reichsstadt Schweinfurt am Main, in dem Hause, das einst Friedrich Rückert in seinen Jugendjahren bewohnt hat. Sie war ein Stück eines größeren Münzfundes, der damals gemacht wurde, als im Hof des Hauses Lange Zehntstraße 27 eine Bodenausbesse-



Kurfürst Maximilian I. von Bayern.
Kupferstich von Peter Fselburg

rung notwendig war. Da fand sich knapp $\frac{1}{2}$ Meter unter dem Boden ein eiserner Topf mit vielen Münzen, die offenbar von dem damaligen Besitzer in Kriegswirren in diesen sicheren Versteck gebracht wurden. Die anderen Münzen — erzbischöflich-

salzburgische, sächsische Georgstaler u. a. m. — befinden sich im Germanischen Museum zu Nürnberg und sprechen in ähnlich klarer Sprache von deutscher Geschichte, wie sie Klio mit ehernem Griffel in das Buch des deutschen Volkes eingegraben hat.



Johann Stamitz

Zeichnung von Joachim Luß, Mannheim, nach dem einzig bekannten Bildnis des Komponisten auf dem Titelblatt von F. B. Cartiers Sammlung „L'Art de Violon“, 1801

Johann Stamitz, ein Sudetendeutscher in Mannheim

Das ereignisreiche Jahr 1938 ging zur Neige. Es wird in die Geschichte eingehen als das Jahr der Befreiung der Ostmark und des Sudetenlandes, das Jahr der Erfüllung des großdeutschen Reichsgedankens. Während wir dies harte und doch so glückliche Jahr, in dem der Führer das Großdeutsche Reich aufgerichtet hat, hinter uns lassen, darf in Rückerinnerung an die gewaltigen Geschehnisse, von denen ein jedes ausreichen würde, diesem Jahre 1938 einen vollen Inhalt zu geben, in stiller Betrachtung unsere Aufmerksamkeit verweilen bei der Persönlichkeit eines genialen Sudetendeutschen, des Komponisten Johann Stamitz, von dem der Engländer Carl Burney einmal sagte, daß er die Kunst weiter getrieben habe, als irgend jemand vor ihm. Sein Wirken ist mit der Geschichte der Musik am kurfürstlichen Hofe in Mannheim untrennbar verknüpft.

Am Marktplatz zu Deutschbrod schwingt sich inmitten alter Häuser ein Bau mit hohem Renaissancegiebel auf. Blickt man auf die Gedenktafel, die dies Haus empfangen hat, so liest man den Namen des Johann Stamitz, der hier am 19. Juni 1717 das Licht der Welt erblickte. Die Familie stammt ursprünglich aus deutschösterreichischen Landen, aus Marburg an der Drau in Steiermark. Seit 1710 treffen wir den Vater, Anton Stamitz, im böhmischen Deutschbrod, wohin er als „Orgelmeister“ an die Dekanalkirche berufen wurde. Die Gattin, die er am 2. Februar 1714 heimführte, war die Tochter des einflussreichen Deutschbroder Stadtrates Ferdinand Wilhelm Böhm. Der Ehe entstammten nicht weniger als elf Kinder; der älteste, 1717 geborene Sohn, erhielt die Vornamen Johann Wenzel Anton. Von den jüngeren Brüdern wurde Joseph ein achtbarer Maler, Wenzel gleich Johann Musiker.

Für die musikalische Atmosphäre, in welcher der junge Johann Stamitz groß wurde, ist es bedeutsam, daß damals der böhmische Adel „ganze Banden Musicanten in ihren Diensten“ hatte. Ein Chronist berichtet 1794: „In musikalischer Hinsicht ist Böhmen das deutsche Italien. Groß und Klein spielt, und meistens mehrere Instrumente, zum Theile mit seltener Fertigkeit ... Daher kömmt es, daß in allen Staaten böhmische Tonkünstler anzutreffen sind und daß sie überall gesucht und geehrt werden.“

Vierundzwanzigjährig kam Johann Stamitz im Jahr 1741 als „berühmter Virtuose“ nach Mannheim, um alsbald die „Direction über die gänzliche Churfürstliche Music“ zu übernehmen. Im folgenden Jahre treffen wir den um seiner Vielseitigkeit willen überall gefeierten jungen Musiker in Frankfurt a. M., wo er am 29. Juni in einem Konzert auftrat. Auf der Ankündigung stand zu lesen: „Es wird hierdurch abermahlen den Hrn. Liebhabern zu wissen gemacht, daß der berühmte Virtuose Stamitz auf den 29. d. im Scherffischen Saal ein Concert geben, und dabey sonderlich ein von ihm Neu componiertes Concert von zweyen Chören producieren, und nach diesem abwechselweise sich auf verschiedenen Instrumenten, als der Violin, Viola d'amore, Violoncello und Contre-Violin Solo hören lassen wird.“ Eine köstliche Anekdote, die allerdings erst viel später, am 10. Jänner 1812, im „Badischen Magazin“ veröffentlicht ist, erzählt: „J. Stamitz war auch einer von den vielen mit Glück reisenden Virtuosen, bei dem das Sprichwort zutrifft: Wie gewonnen, so zerronnen. Einst hatte er vor dem Kurfürsten Carl Theodor in Mannheim gespielt und 100 Dukaten zum Geschenk erhalten. Noch am nämlichen Abend geht Stamitz auf die Maskerade und verliert an eine Maske seine 100 Dukaten rein weg. Des andern Morgens kommt ein Läufer vom Hof und bringt die 100 Dukaten wieder zurück, mit der Warnung, sich nicht mehr so unbesonnen ins Spiel einzulassen. Die Maske war Carl Theodor selbst gewesen.“

Der Kurfürst, welcher, wie Burney in seinem Tagebuch aus dem Jahre 1766 berichtet, „selber sehr gut die Flöte bläst, und auch seine Stimme auf dem Violonschell spielt“, war ein eifriger Förderer der Musik, die ihm „liebster und beständigster Zeitvertreib“ blieb. Stamitz, der in Mannheim zunächst als Virtuose, dann als Komponist hervortrat, stand in hoher Gunst am Hofe. Schon 1745 war er als Konzertmeister und Direktor der Kabinettsmusik mit einem Gehalt von 900 Gulden der weitaus bestbezahlte Musiker in Mannheim. Am 1. Juli 1744 führte er Maria Antonia Lünenborn heim, die ihm zwei Söhne, Karl (1745) und Anton (1754), sowie eine Tochter, Franziska (1746), schenkte. Karl und Anton wurden wie der Vater Musiker, Franziska eine achtbare Schauspielerin. Ein dritter Sohn,

Anton, der während eines Reiseaufenthaltes des Johann Stamitz und seiner Frau in seiner Heimat im Mai 1750 in Deutschbrod geboren wurde, starb nach wenigen Monaten und mußte am 24. Oktober in Mannheim begraben werden.

Unter Leitung von Stamitz, Holzbauer und später Cannabich wurde das hiesige Orchester, dem in reicher Spezialisierung 20 Violinisten, 4 Bratschisten, 4 Violoncellisten, 3—4 Kontrabassisten, 3—4 Flötisten, 3 Oboisten, 3—4 Klarinetten, 4 Fagottisten und 6 Waldhörner angehörten, zu einer weltberühmten Körperschaft, von der der Dichter Schubart sagte: „Kein Orchester der Welt hat es je in der Ausführung dem Mannheimer zuvorgetan. Sein Forte ist ein Donner, sein Crescendo ein Katarakt, sein Diminuendo ein in der Ferne plätschernder Krystallfluß, sein Piano ein Frühlingshauch. Die blasenden Instrumente sind alle so angebracht, wie sie angebracht sein sollen: sie heben und tragen, oder füllen und befeelen den Sturm der Geigen.“

Dies Urteil ist bedeutsam genug, bildet es doch den Schlüssel für den neuen musikalischen Stil des Stürmers und Drängers Johann Stamitz, der 1754/55 in Paris, dem „Zentrum Europas“, als gefeierter Dirigent auftrat und dort wegen der ungemeinen Volkstümlichkeit seiner Kompositionen und der reichen dynamischen Steigerung des Orchesterklanges bestaunt wurde. Sein Mannheimer Wirken bedeutet in der frühlingshaften Frische den Beginn einer neuen deutschen Musikbewegung, den Durchbruch zu echtem Volksmusikantentum.

Johann Stamitz, der den entscheidenden Schritt vom empfindsamen Stil in die Tonsprache der Klassik tat, hat etwa sechzig Sinfonien, zahlreiche Konzerte und kammermusikalische Kompositionen hinterlassen. In seinem Schaffen kann man inne werden, welche erhabene Wendung sein Stil von der entlehnten musikalischen Form des Barock zu den Strömungen einer neuen Zeit genommen hat. Wer den Rittersaal des Mannheimer Schlosses betritt, darf daran erinnert werden, daß hier zum ersten Male die Werke dieses großen Sudeten-deutschen erklangen, dessen geschichtliche Tat die Schöpfung der großen vierstimmigen Sinfonie ist. Das Wirken dieses überragenden Musikers, der im vierzigsten Lebensjahre starb, und den man am 30. März des Jahres 1757 in Mannheim zu Grabe trug, vollzog sich in einer Zeit, da die Musik als eine hohe und bewußte Schöpfung des Volkslebens zum Bekenntnis der Nation ward.

Schrifttum:

Peter Gradenwis: Johann Stamitz I. Das Leben. Veröffentlichungen des musikwissenschaftlichen Instituts der deutschen Universität in Prag, Band 8. 1936. Hier findet sich alle einschlägige Literatur verzeichnet, insbesondere auch die ausführlichen Angaben über die oft zerstreuten archivalischen Belege zu den Lebensdaten des Komponisten.

G. J.

Johann Bernhard Siegel

1751-1833

Von seinem Ururenkel Oberstleutnant a. D. Hermann A. R. Jung

Johann Bernhard Siegel entstammt einem alten Bruchsaler Bürgergeschlecht. Sein Urgroßvater, Matthäus Sigel, wird das erstemal 1695 als Bürger und Metzger in Bruchsal erwähnt. 1696 erscheint er als Bürgermeister von Bruchsal. Der Großvater, Johann Ludwig Sigel, war, wie der Urgroßvater, Bürger und Metzger. 1739 finden wir ihn als Löwenwirt, 1749/50 als Anwalt und 1756 als subpraetor in Bruchsal erwähnt. Er hatte zwei Söhne. Der ältere, Franz Peter (1720 geb.), übernahm die Löwenwirtschaft. Er war außerdem Posthalter und Ratsherr (consiliarius, senator) in Bruchsal. Von ihm stammen die Gründer des Bades Langenbrücken bei Bruchsal ab und jener Franz Peter Sigel, der 1848/49 der Führer der badischen Freischaren, dann der Kriegsminister der revolutionären badischen Regierung, und endlich 1864 der siegreiche General der nordamerikanischen Unions-truppen im Sezessionskrieg (Schlacht bei Pea Ridge) war. Der jüngere Sohn des Johann Ludwig, Johannes (1726 geb.), war ebenfalls Bürger und Metzger und dazu noch Rosenwirt. Von hier an schreibt sich dieser Zweig der Familie, zum Unterschiede vom Löwenwirt Sigel, Siegel.

Am 17. September 1751 wurde Johannes Siegel und seiner Ehefrau Maria Anna geb. Jünger zu Bruchsal der erste Sohn, Johann Bernhard, geboren und noch am selben Tage getauft. Sein Pate war Johann Bernhard Reisenbach, der Verwalter des Bischöflich Speyer'schen Seminars in Bruchsal. Dieser vermittelte seinem Patenkinde den Besuch der höheren Schule und das Studium der Rechte an der Universität Heidelberg.

Im Dienste des Churfürsten von der Pfalz und bey Rhein

1773 erscheint der Licentiat beider Rechte Bernhard Siegel erstmals in den kurpfälzischen Akten. In einer Eingabe bittet er den „Churfürsten von der Pfalz und bey Rhein, bey dem Churpfälzischen Hofgerichts Rathe in Mannheim als Accessist“ zugelassen zu werden.

Zu jener Zeit waren die höheren Beamten auf die „adelige Bank“ und auf die „gelehrte Bank“ verteilt. Erstere ernannte der Kurfürst auf Grund ihrer adeligen Abstammung, auch ohne daß die sonst erforderliche Vorbildung vorzuliegen brauchte; letztere auf Grund ihres nachgewiesenen Universitätsstudiums, aber meist auch nur aus dem Adel. Obwohl der Accessist Johann Bernhard Siegel weder von Adel war, noch von hochgestellten Persönlichkeiten protegirt wurde, ernannte ihn der

Kurfürst schon nach fünfvierteljähriger Vorbereitungszeit, erst dreiundzwanzigjährig, im Jahre 1774 zum „würdlichen Hofgerichts Rathen mit Sitz und Stimme auf der gelehrten Bank im Churpfälzischen Hofgerichts Rathe in Mannheim“. Am 26. April 1774 verheiratete er sich bereits mit Catharina Theresia Fidelis Baader aus Mannheim.

In kurpfälzischen Diensten war damals mit der Anstellung in einer Beamtenstelle noch nicht ohne weiteres das Gehalt der Stelle verbunden. Um überhaupt ein Gehalt bekommen zu können, mußte erst ein Besoldungsinhaber abgehen und so seine Besoldung frei werden. Berücksichtigung fand aber dann nur der, der sich im Einzelfalle schriftlich bewarb. Wer sich zu einer Bewerbung nicht verstehen konnte, wurde unnachsfichtig übergangen. So konnte der Hofgerichtsrat Siegel erst nach zwölfjähriger Dienstzeit, als ihm 1785 zu seinen Geschäften am Hofgericht noch die des „Novali Commissarius“ übertragen wurden, ein jährliches Gehalt von 200 Gulden erhalten. Und erst nach insgesamt siebenzehnjähriger Dienstzeit gelangte er 1789 in den Besitz einer erledigten vollen Hofgerichtsratsbesoldung von jährlich 600 Gulden. Dabei waren aus seiner Ehe damals schon zwölf Kinder hervorgegangen, zu denen 1790 das dreizehnte und 1794 das vierzehnte kam.

Für einige Jahre ist jetzt nach den Akten nur über die Gesuche eines anderen Beamten des Hofgerichtes von Siegels Verbleib und Tätigkeit zu hören. 1793 sucht Hofgerichtsrat v. Sperl um Bewilligung des Gehaltes nach, das durch Versetzung des Hofgerichtsrates Siegel frei geworden sei. Das Gesuch wird wie folgt beschieden:

„S. R. S. Herr Churfürstliche Durchlaucht“ verleiht unter dem 21. Februar 1793 „gnädigt, die durch Beförderung des Churpfälzischen Hofgerichtsrathen Tit. Siegel zum Landschreiber nach Germersheim, erledigt wordenen Hofgerichtsrathen Besoldung an jährlich Sechshundert Gulden dem hierum unterthänigst bittenden und nach Tour“ (achtzehn Dienstjahre) „und Ordnung nächsten Churpfälzischen Hofgerichtsrath von Sperl, welches also Churpfälzischer Hofkammer zu erforderlicher Verfügung zu vernehmen gegeben wird“.

Zum Verständnis des Folgenden müssen wir auf die derzeitigen Zeitumstände etwas näher eingehen.

Naturrechtliches Denken und der Geist der Aufklärung hatten 1789 der französischen Revolution die Wege geebnet. Diese selbst griff zwar nicht über die französische Ostgrenze nach Deutschland hinüber. Ihre Begriffe faßten jedoch auch außerhalb Frankreichs, besonders in den linksrheinischen deutschen Gebieten, Boden.

Ganz besonders war dies in Mainz der Fall, das zur Zeit der französischen Besetzung (seit Oktober 1792) auch für die linksrheinische Pfalz das Zentrum abgab. Der von dem französischen General Custine sofort nach der Besetzung von Mainz dort ins Leben gerufene „Debattierclub“ sorgte für rascheste Ausbreitung der aufwühlenden Wirkung der westlichen Ideen. Bald darauf wurde, ebenfalls von Custine, der sogenannte „deutsche Nationalkonvent“ mit dem Sitz in Mainz ausgerufen. Einer seiner Abgeordneten, Georg Forster von Mainz, erschien schon am 25. März 1793 als Deputierter in Paris. Dort bot er als Abgesandter dieses „deutschen Nationalkonvents“ das ganze linksrheinische Deutschland, von Landau bis Bingen, Frankreich an, „legte den Schlüssel des deutschen Reiches in die Hände der Franzosen“!

Wenn schon deutsche Waffenerfolge am Oberrhein die Ausführung dieses Angebots zunächst verhinderten und den Mainzer Konvent wieder zum Teufel jagten, so glommen doch die Funken der französischen Ideen links des Rheines auch auf pfälzischem Gebiet allerorts weiter. Auch Germersheim war vom Fieber ergriffen worden. Beängstigende Unruhen zeigten sich unter seiner Bevölkerung. Um dort beruhigend zu wirken, dazu war der Hofgerichtsrat Siegel von seinem Kurfürsten ausersehen worden. Ende 1792 wurde er zum Landeschreiber des Oberamtes Germersheim befördert. Justiz und Verwaltung lagen damals noch in einer Hand. Noch im selben Jahre trat er in seinen neuen, aufregenden Tätigkeitsbereich ein.

Wieder sind die Akten für einige Jahre stumm. Erst 1796 spricht eine Eingabe Siegels zu uns, die er an den Kurfürsten gerichtet hat. Danach ist es ihm in seiner Germersheimer Zeit und in den folgenden Jahren nicht gut gegangen. Wie wir gesehen haben, versah er ab Ende 1792 die Landeschreiberstelle zu Germersheim. Bei der von Mainz her infizierten Bevölkerung hatte die Autorität der kurfürstlichen Verwaltung von vornherein einen schweren Stand. Dazu kamen von Westen die französischen Revolutionshorden sengend, plündernd und raubend angeflutet, von Osten kamen Preußen und Oesterreicher dagegen. Die Pfalz wurde der Schauplatz wüster Kriegs- und Revolutionswirren und hatte unter Ausschreitungen, Gewalttaten und blutigen Auseinandersetzungen zu leiden. Unter den schwierigsten politischen Verhältnissen versah Siegel etwa ein Jahr lang sein Amt, „mit unbeschreiblicher Mühe und Verdruß“. Da kam Ende 1793 der Rückzug der deutschen „combinierten Armeen“. Auch der Landeschreiber von Germersheim mußte flüchten. Mitnehmen konnte er nur seine Familie, die außer seiner Frau damals acht Kinder zählte. Alles andere mußte zurückbleiben. Dann saß er drei Jahre ohne Besoldung in Mannheim und wartete vergeblich auf eine Möglichkeit, wieder auf seine Amts-



Johann Bernhard Siegel
Pastellminiatur um 1818

stelle nach Germersheim zurückkehren zu können. Inzwischen starb seine Frau aus Gram über das widerfahrene Mißgeschick. Jetzt bewarb er sich endlich um eine andere Verwendung in kurfürstlichen Diensten. Die Eingabe vom 16. März 1796 lautet:

„Dem Vernehmen nach hat Höchstdero kurpfälzische Regierung auf die Ernennung einiger regierungsräthen zur Aushilfe in der dormalen kommenden Geschäften unterthänigst angetragen. Ich diene nun zwanzig Jahre als würdlicher Hofgerichtsrath, hatte in den ersten zwölf Jahren gar keinen, in den folgenden fünf nur 200 Gulden, und danach in den letzten drei Jahren die gewöhnliche Besoldung mit 600 Gulden, und darf mich auf das Zeugnis meiner Vorgesetzten sowohl, als Kollegen, ja des ganzen Publicums berufen. Daß ich diese Stelle mit schuldigster Treue, Rechtschaffenheit, und Eifer versehen habe.

Ben den zu Ende des Jahres 1792 in dem Oberamte Germersheim ausgebrochenen Unruhen wurde ich als Landeschreiber nach Germersheim ohne mein Ansuchen veretzt: versah diese Stelle ein Jahr lang mit unbeschreiblicher Mühe, und Verdruß, mußte alsdann ben den im Kriege erfolgten Rückzuge der combinirten Armeen mit Rücklassung aller meiner meubles und effecten, meiner Bibliothek, und acht Kinder trennen und flüchten. Bin nun schon im dritten Jahr außer Activität, und Verdienst, beziehe nichts als die geringe Geldbesoldung, lebe folglich mit meiner zahlreichen Familie beinahe ganz von dem meinigen, hatte außer dem das Unglück meine Gattin durch den aus Gram

über mein Mißgeschick erfolgten Todt zu verlieren, und habe also in Durchlauchtigstem Dienste alle Unfälle erlitten, die je einem treuen Diener widerfahren sind. Ich glaube daher in Beherzigung dieser Umstände einer gnädigsten Rücksicht nicht ganz unwürdig zu seyn, und wage es sohin abermalen Euer Kurfürstliche Durchlaucht unterthänigst zu bitten, mich zu Höchstero würdlichen regierungsrathe mit Sitz und Stimme jedoch mit zeitiger Belassung meiner Hofgerichtsrathes und Landschreiberstellen gnädigst zu ernennen, oder doch wenigstens zu meiner einstweiligen Befähigung mir den Access bei Höchstero regierungsrath bis zu meiner Rückkehr nach Germersheim gnädigst zu gestatten.“

Unter dem 30. Mai 1796 richtete die Churpfälzische Präsidialversammlung diesen Antrag an den Churfürsten nach München:

„Das, was tit. Siegel gehorsamst repraesentieret, ziemt allerdings mildeste Rücksicht zu Verdienen: Derselbe wurde durch einmüthige Regierung's Stimmung zur Germersheimer Landschreiberey in Antraa gebracht, und solcher Höchsten Orts genehmigt; Er leistete, während seiner kurzen Amts Verwaltung, Herren und Bürgern Volle Zufriedenheit, mußte aber durch Kriegs's Calamitäten dortige Stelle, Sold mit Nutzbarkeiten, Verlassen, und in das Hofgericht's Collegium rücktreten, wo er seinen langjährigen Fleiß und Rechtschaffenheit forthin betätiget; Und würde es diesem durch widriges Verhängnis in empfindlichen Schaden verfolgten Mann zu einigem Trost und Vergeltung gereichen, wenn Euer Churfürstliche Durchlaucht, ihm den würtlichen Regierung's Beisitz, mittels taxfreiem Decrets, in der Maas zu gratificiren, geruhen wollten: daß, wenn er seine Germersheimer Station widerum zu beziehen, und in solang mit Ruhe und Sicherheit zu genügen Vermag, er sich, nach dem Beispiel anderer Ober Beamten, ohne sonderliche Beiladung, des Regierung's Accesses erübrigen solle.“

Hierauf erfolgte aber einstweilen nichts.

Ueber ein Jahr später, am 5. Juli 1797, richtete Siegel erneut in seiner Sache ein Gesuch an den Churfürsten:

„Durch das Ableben des tit. Freyherrn von Weiler ist abermals eine regierungsrathes Stelle entledigt worden.

Von der Hohen Präsidialversammlung wurde ich nun bereits vor einem Jahre als würdlicher regierungsrath vorzüglich aller andern in Vorschlag gebracht, darauf aber von Euer Kurfürstlichen Durchlaucht bis daher noch keine gnädigste Entschliesung erhielt, Ich wage es daher meine Vordere Unterthänigste Bitte, um die gnädigste Ernennung Meiner zum würdlichen regierungsrathe mit Sitz und Stimme jedoch mit noch zurzeitigen Beybehaltung meiner Hofgerichtsrathes, und Landschreibers Stelle zu wiederholen; und da durch die anderweitige Begebung der tit. von Weiler'schen Befoldungen eine Hofgerichtsrathes Befoldung ledig werden dürfte, da Ich nebst den von meiner Bibliothek, dann Meubles, und effecten zu Germersheim erlittenen beträchtlichen Verlusten Mich auch würdlich schon beynahе außer Activität, und Verdienste meiner Landschreibersstelle befinde, und daher während dieser theuren Zeit zu meiner und meiner zahlreichen Familie Unterhaltung von meinem Vermögen auch wieder Vieles zugefetzt habe, da die Möglichkeit zur baldigen Wiedererhaltung der germersheimer Landschreiberey oder einer andern Stelle noch sehr entfernt zu seyn scheint, und da Endlich Ich meine Hofgerichtsrathes Stelle schon während drey Jahren wieder versehen

habe, so bitte ich ferner unterthänigst, Mir die allenfalls entledigt werdende Hofgerichtsrathes Befoldung unter zeitiger Belassung jener der germersheimer Landschreiberey bis zum rüdtritt in meine Stelle meiner Unterthänigsten Subhisten gnädigst conferiren zu wollen.“

Die zweite Bittschrift Siegels, aus der außer der Sorge um seine Familie auch noch schwere Sorge um seine dienstliche Zukunft spricht, gab die Präsidialversammlung unter dem 28. August 1797 mit den folgenden Bemerkungen an den Churfürsten weiter:

„Das in der Anlage vernommene Churpfälzische Hofgericht's Präsidium empfiehlt unter den übrigen Competenten vorzüglich den tit. Siegel, weil er der älteste Rath seye, öfters die Stelle des Canzley Directors vertrete, und in der Arbeit unverdrossen die Sitzungen seit seinem Hierseyn ebenso ununterbrochen besuche, als man es immer von einem besoldeten Rathe fordern könne.

Bei des Supplicanten allgemein bekannten guten Eigenschaften, und im Dienste des Herrn Churfürsten betroffenen Unglück, besonders aber in der Rücksicht, daß dem Churpfälzischen Hofgericht an Beybehaltung des tit. Siegel äußerst gelegen ist, müssen wir nicht nur den Antrag des Praesidii rechtfertigen, sondern auch mit demselben den unserigen vereinigen, daß Euer Churfürstliche Durchlaucht ersagtem tit. Siegel sowohl die würdlich erledigte Hofgerichtsrathen besoldung ad 600 Gulden zu verleihen, als auch ausichtlich jener großen Unglücksfällen das bereits beziehende Germersheimer Landschreiberey Gehalt ad 392 Gulden unter der Auflage zu belassen geruhen mögten: daß bey etwaiger Rückkehr des tit. Siegel nach Germersheim, die obige Befoldung ad 600 Gulden wieder an Churpfälzisches Hofgericht anheimfallen solle.

Wir erbitten uns die Höchste Entschliesung hierüber und harren pp...“

Schon am 2. September 1797 ernennt jetzt die Präsidialversammlung „auf des Herrn Churfürsten Durchlaucht gnädigsten Befehl“ Siegel zum Condepositarius beim Hofgericht, und bald werden nun seine Bittschriften erfüllt.

Unter dem 13. October 1797 ernennt ihn der Churfürst zum wirklicher Regierungsrat mit Sitz und Stimme unter Beybehaltung seiner Hofgerichtsrathsstelle und der Stelle des Landschreibers zu Germersheim, mit den jeweils zustehenden Gehältern von 600 + 392 Gulden, jedoch mit der Auflage: „daß der Tit. Siegel, wie es einem treuen Diener gezieme, von sich aus auf die Rückkehr nach Germersheim zurückkommen werde, sobald es die Verhältnisse und Umstände erlauben sollten“.

1798 erscheint seine Unterschrift zum erstenmal als die eines Mitgliedes des Regierung's Rathes unter den „Churpfälzischen Regierung's Rathes Protocoll“ vom 11. April 1798. Die erste Krise seines Lebens war überwunden. Ein steiler Aufstieg seiner Dienstlaufbahn sollte sich von nun an vorbereiten, möglich allerdings nur durch die geistige Umschichtung seiner Zeit und durch die Periode staatlicher Neubildungen, die jetzt besonders am Oberrhein in Kürze mit aller Wucht einsetzte.

Die drei obersten kurpfälzischen Behörden Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren: das Regie- rungs-, das Hofgerichts- und das Oberappellations- gerichts-Präsidium. Besonders vom Kurfürsten er- nannte Mitglieder von der adeligen und von der ge- lehrten Bank dieser drei Behörden bildeten die Kur- pfälzische Regierung, die Präsidialversammlung.

Im Jahre 1800 ist Siegel unter den „gelehrten Herrn Rätthen“ aufgeführt mit einer Besoldung von:

Besoldung eines Hofgerichtsrathes . . .	600 Gulden
Spotteln als solcher	700 „
Dann in Aussicht seines erlittenen Scha- dens die Germersheimer Landschrei- berey Besoldung	392 „
	<hr/>
	1692 Gulden

Zu seiner Rückkehr nach Germersheim kam es aber nicht mehr. Unter dem 12. April 1800 erging folgender Erlaß des Kurfürsten Maximilian Joseph:

„... Was Wir an Unser Churpfälzisches Oberappella- tionsgericht wegen der provisorischen Anstellung des Tit. Siegel und von Schmitz als Oberappellationsgerichts Rätthen unterem Heutigen haben ausfertigen lassen, sol- ches wird Unserer Churpfälzischen Regierung zur Nachricht und Nachhaltung abschriftlich zu vernehmen gegeben.“

Gleichzeitig erhielt die „Churpfälzische Regie- rung“ ein Schreiben, das den Erlaß näher be- gründete:

„Ueberzeugt durch die Unterthänigste berichtliche An- zeige Unseres geheimen Rathen, und Oberappellations- gerichts Präsidenten Frh. von Dalberg am 29. März alhie von der Nothwendigkeit, die Anzahl Unserer Churpfälzischen Oberappellationsgerichts Rätthen zu vermehren, und in der absicht, durch das thunlichste Mittel einer nach Unseren Regierungsgrundsätzen un- statthafte Hemmung der Justizpflege alsbald abzu- wenden, fanden wir Uns bewogen, bis zu eintretender neuen organisation die provisorische Anstellung Un- serer Churpfälzischen Regierung Rätthe titl. Siegel, und von Schmitz, als zugleich Churpfälzische Ober- appellationsgerichts Rätthe rücksichtlich ihrer bisher be- währten Rechtskunde und Rechtschaffenheit, anädiaft zu beschließen; eröffnen auch wohin diese Unsere höchste Entschliekung, um zu der geeigneten Verpflichtung und Einweisung derselben das erforderliche geruhesamst zu verfügen.“

Siegel war jetzt Regierungsrat in der Churpfäl- zischen Regierung, Oberappellationsgerichtsrat im höchsten kurpfälzischen Gericht und Mitglied der Präsidialversammlung. Unter gewöhnlichen Ver- hältnissen hätte damit seine dienstliche Laufbahn ihren Höhepunkt erreicht haben müssen — wenn nicht besondere Ereignisse eintraten!

Und diese Ereignisse traten ein — schneller als mancher dachte! Dicke, schwarze Wolken hatten sich am westlichen Horizont zusammengeballt.

Schon am 9. Februar 1801 bereitete der Friede von Lunéville dem alten Deutschen Reich sein Ende. Jetzt ereignete sich das, was 1792, also neun Jahre früher, der Mainzer Nationalkonvent bereits be- absichtigt hatte, als er seinen Deputierten nach Paris sandte, um „den Schlüssel des Deutschen Reiches“, nämlich die linksrheinischen deutschen

Land, den Franzosen anzubieten. Kaiser und Reich willigten nun selbst in die Abtretung des ge- samten linken deutschen Rheinufer an Frankreich. Der Talweg des Rheines, also die Mitte des Flusses, sollte hinfort die Reichsgrenze gegen Frankreich bilden. Innerhalb des Reiches selbst wurde vom französischen Usurpator, Napoleon Bo- naparte, eine „Neugliederung“ in Aussicht gestellt. Die Verhandlungen hierüber zogen sich zwei volle Jahre hin.

Endlich setzte Frankreich im Februar 1803, im Reichs-Deputationshauptschluß die neuen inneren Verhältnisse Deutschlands fest. Danach verschwand der bisherige Kurfürst von der Pfalz. Er hatte schon längere Zeit ausschließlich in München residiert und kannte seine Pfalz kaum aus eigener Anschau- ung mehr. Er blieb hinfort auf sein durch einige Bistümer und Reichsstädte vergrößertes Bayern beschränkt. Seine bisherige Kurerzkanzlerwürde ging auf den Kurfürsten von Mainz über. Und seine pfälzischen Lande kamen, soweit sie deutsch ge- blieben waren und auf dem rechten Rheinufer lagen, mit Mannheim und Heidelberg, ebenso wie das rechtsrheinische Land des bisherigen Bistums Speyer mit Bruchsal, an die kleine, in der Vergan- genheit wenig beachtete Marktgrafschaft Baden. Diese war auch im Süden durch Bistümer, Stifte und Reichsstädte vergrößert worden und sollte von nun ab das neue Kurfürstentum Baden bilden.

Kurbaden zerfiel in das obere Fürstentum, in die badische Marktgrafschaft und in die Pfalzgrafschaft. Letztere wurde in der Hauptsache aus den ehemali- gen Pfälzischen und Speyer'schen Landen gebildet.

Abermals mußte Siegel erkennen, daß mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund zu flechten ist, abermals stand er plötzlich wieder vor einer düsteren Zukunft. Sollte sich jetzt sein schweres Ge- schick vom Jahre 1793, seine Vertreibung aus Ger- mersheim, wiederholen? Sollte er jetzt durch die neuen Verhältnisse erneut heimat- und stellungslos werden?

In Kurbadischen Diensten

Doch wie die neuen Verhältnisse zerstörend in Einzelschicksale eingriffen, so kamen sie diesen auch wieder fördernd zu Hilfe. Die bisher kleine und un- bedeutende Marktgrafschaft Baden war nicht auf die Rolle vorbereitet, die ihr das Schicksal so un- erwartet zugewiesen hatte. Sie war weder finanziell noch personell auf eine so große Organisationsauf- gabe eingestellt. Sie hatte weder geschultes Ver- waltungspersonal, noch hatte sie genügend Geld für ihre neuen Gebiete. Das Nachrichten- und Ver- kehrswesen war damals noch auf Stafetten und auf die Postkutsche angewiesen.

Zu allem Unglück waren auch noch die pfälzischen Teile des neuen Kurbadens, die Pfalzgrafschaft, sehr erheblich verschuldet, wenn auch ihre ange-

stammte Verwaltung einigermaßen in Ordnung ging.

Die neue Regierungszentrale in Karlsruhe mußte zunächst kaum Rat, wie die neu erworbenen fetten Brocken mit dem kleinen Stammlande baldmöglichst unter einen Hut gebracht, wie sie von ihr zentral und einheitlich organisiert, finanziert und regiert werden sollten. Es lag zweifelsohne die Gefahr vor, daß die zentrale Regierungsmaschine zunächst leerlaufen würde, daß sie da, wo sie überhaupt lief, nur äußerst schwerfällig und mit erheblichen Reibungen arbeitete.

Von der Erwerbung der schwerversuldeten Pfalz ging somit die erste Unregung einer Reform des Finanzwesens und der ganzen inneren Verwaltung des neuen Staates aus. Denn die Mannigfaltigkeit des alten deutschen territorialen Lebens war vordem ungeheuer gewesen.

Für's erste blieb allerdings nichts anderes übrig, als, zunächst für die Ueberleitung der alten kurpfälzischen Verwaltung in die neue kurbadische, auf einen Teil der alten und geschulten ehemaligen kurpfälzischen Beamten zurückzugreifen. Sie waren mit Land und Leuten vertraut, kannten und beherrschten die örtlichen Verhältnisse genau. Die übrigen kurpfälzischen „Diener“ wurden abgebaut. Die Zahlung von Pensionen schien als geringeres Uebel gegen allzuviel überflüssige aktive Gehälter.

Auch Siegel wurde in kurbadische Dienste übernommen. Als ehemaliger rheinpfälzischer Oberappellationsgerichtsrat fand er beim neuen kurbadischen Oberhofgericht in Bruchsal Anstellung mit dem Range eines Kurbadischen Geheimen Hofrates. Die zweite Krise seines dienstlichen Lebens hatte er damit überwunden.

Das kurbadische Oberhofgericht war für die Pfalzgrafschaft Rechtsnachfolger des bisherigen kurpfälzischen Oberappellationsgerichtes. Warum man das oberste Gericht plötzlich von Mannheim weg und nach dem kleinen und verhältnismäßig unbedeutenden Bruchsal verlegt hatte? Einer der Gründe hierfür kann nur in der kurbadischen Mentalität gesucht werden. Man wollte wohl rein äußerlich auch in der Pfalzgrafschaft den Beginn der neuen kurbadischen Aera dokumentieren. Jedenfalls ist das Oberhofgericht schon wenige Jahre später wieder sang- und klanglos nach Mannheim zurückgekehrt.

Fast unmittelbar nach seiner Uebernahme an das Oberhofgericht wurde Siegel zu dessen Vizekanzler bestellt. Seine Bezüge wurden festgesetzt auf: „1200 Gulden in Geld, dazu noch an Naturalien: 12 Malter Korn, 24 Malter Dinkel (Grünkern), 3 Malter Gerste, 20 Ohm Wein erster Klasse, nebst freiem Logis und dem Bezug der geordneten Relationsgebühren.“ In dieser Gehaltsauszahlung dürfte deutlich des neuen Kurbadens Armut an barem Gelde zu sehen sein.

Allmählich bildete sich jetzt erst das heutige Baden. Am 26. Dezember 1805 sprach der Friede zu Preßburg Kurbaden die vorderösterreichischen Lande, den Breisgau mit Freiburg, zu. Im Juli 1806 trat es dem von Frankreich angeregten Rheinbunde bei, wie es in der Folge mehr oder weniger gezwungen alle deutschen Fürsten bis auf die von Preußen, Braunschweig, Kurhessen und Oesterreich taten. Zur Stärkung des französischen Einflusses am Oberrhein und damit in Süddeutschland vergrößerte Napoleon Kurbaden durch die letzten in Betracht kommenden, bisher reichsunmittelbaren Gebiete und erhob es zum Großherzogtum Baden. Denn „das wichtige strategische Aufmarschgebiet am Oberrhein durfte“, nach französischer Auffassung, „nicht auseinanderfallen, es mußte“ gleichsam „als französische Außenprovinz vor dem Schwarzwald erhalten bleiben“.

Das neue Gebilde von Napoleons Gnaden war nun abgerundet, wenn es auch etwas langgestreckt erscheinen konnte und, wie Napoleons Adoptivtochter Stephanie Beauharnais, die spätere badische Großherzogin, dem französischen Kaiser gesagt haben soll, „eine zu enge Taille“ hatte. Immerhin konnte nunmehr an die Vorarbeiten für eine einheitliche Verwaltungsorganisation des neuentstandenen Großherzogtums herangegangen werden.

In Großherzoglich Badischen Diensten

Nach französischem Vorbild teilte man das Land zunächst in zehn Verwaltungskreise von annähernd gleicher Größe ein. Das Oberhofgericht war davon jedoch wenig berührt.

In jener Zeit füllt ein längerer und teilweise erregter Schriftwechsel Siegels Akten. Er hatte sich darüber zu beklagen, daß man ihm im Verhältnis zu seinem Gehalt einen zu hohen Betrag für die neugegründete Witwenversorgungskasse einbehielt. Der Streit fand im Jahre 1807 durch seine Beförderung zum Ersten Kanzler des Oberhofgerichtes seine Erledigung. 1810 folgte seine Ernennung zum Großherzoglich Badischen Staatsrat.

Es ist interessant, zu beobachten, wie schnell sich die badischen Finanzen besserten. Schon konnten die Naturalien, die bisher einen Teil des Gehaltes bildeten, durch bares Geld abgelöst werden. Das Gehalt des Staatsrats Siegel als Erster Oberhofgerichtskanzler wurde 1810 wie folgt festgesetzt:

Bisherige Geldvergütung .	2000 Gulden	
Dazu in barem Gelde abgelöste Naturalien:		
12 Malter Korn	48	„
24 „ Dinkel	72	„
3 „ Gerste	10	„ und 30 Kreuzer
2 Fuder Wein erster Klasse	160	„
2 Pferdfouragen	160	„
für Logis nach § 4 der neuen Wittwenfisci Ordnung . .	200	„
	<hr/>	
	2650 Gulden und 30 Kreuzer	

Mit dem Beitritt zum Rheinbund und mit der Erhebung Rurbadens zum Großherzogtum war im Jahre 1806 Großherzog Karl Friedrich die Verpflichtung eingegangen, Napoleon I. für seine Kriege ein badisches Kontingent von 8000, später sogar von 10 000 Mann zu stellen. In diesem badischen Kontingent dienten zwei Söhne Siegels, Joseph Siegel (1790—1880) und Johann Baptist Eduard Siegel (1794—1829). Joseph kämpfte erst unter Napoleon in Spanien, gegen Oesterreich, in Rußland, und dann nach der Völkerschlacht bei Leipzig und nach Auflösung des Rheinbundes (1813) auch Johann Baptist gegen Napoleon in Frankreich. Ersterer wurde später der Generalstabsarzt der großherzoglich badischen Armee, letzterer starb schon 1829, erst fünfunddreißigjährig, als Hauptmann der großherzoglich badischen reitenden Artilleriebrigade in Karlsruhe.

1816 starb der Hofrichter Frhr. v. Zyllenhardt. Unter dem 28. März 1816 ernannte der Großherzog den Ersten Kanzler des Oberhofgerichtes, den Staatsrat Siegel zum Hofrichter (Präsidenten) des Hofgerichtes (späteren Landgerichtes) in Mannheim.

Übermals müssen wir nun in der Geschichte Badens ausholen.

Das Großherzogtum Baden war ein künstliches Gebilde Napoleons. Wir haben gesehen, wie erst einige Jahre zuvor der Franzosenkaiser es aus politischen und strategischen Gründen auf Kosten süddeutscher Fürsten und Herren in seiner jetzigen Gestalt zusammengefügt hatte. Nun war Napoleon hinweggefegt, seine bisherige, fast unbeschränkte Macht hatte aufgehört. Wie nicht anders zu erwarten gewesen war, meldeten insbesondere Bayern und Oesterreich ihre Ansprüche auf die Pfalz und auf den Breisgau an. Die badischen Pfälzer fühlten sich beispielsweise damals auch sowieso mehr zu der wieder bayrisch gewordenen linksrheinischen Pfalz oder zum bayerischen Frankenland hingezogen.

Das badische Kontingent in Napoleons Diensten war, soweit seine Angehörigen die Strapazen der russischen Eis- und Schneesteppen überlebt hatten, 1813 während der Völkerschlacht bei Leipzig noch in französischen Diensten gewesen. Die badischen Verbände waren nach der Schlacht restlos in die Gefangenschaft der verbündeten Truppen geraten. Die württembergischen, bayerischen und sächsischen Kontingente hatten sich dagegen noch rechtzeitig von Napoleon gelöst. Der Großherzog saß damals zwischen zwei Stühlen. Nach dem napoleonischen Befehl sollte er beim Herannahen der Verbündeten auf das linke Rheinufer ausweichen. Dem bisherigen französischen Kriegsglück war aber nicht mehr zu trauen. Der deutschen Sache sich anzuschließen, traute er sich zunächst aber auch nicht

Angst vor Bonaparte. Am liebsten hätte er sich wohl neutral erklärt. Dies ließen die Umstände aber nicht mehr zu.

Der badische Kabinettsminister Frhr. v. Reizenstein, der früher aus den Selbsterhaltungsgründen der Dynastie heraus immer nach der französischen Seite gedrängt hatte, drängte jetzt aus denselben Gründen nach der deutschen. Er kam seinem stärksten Gegner, dem Frhr. vom Stein, zuvor, als er am 20. November 1813 zu Frankfurt im Hauptquartier der gegen Napoleon Verbündeten den „Frankfurter Vertrag“ über die Lage Badens zwischen den siegreichen Verbündeten und dem geschlagenen Franzosenkaiser in aller Hast abschloß. Sein einziges Ziel war dabei „*prévenir l'arrivée du ministre Stein*“. Demzufolge konnte Reizenstein auch nur eine Kapitulation nach Hause bringen und nicht eine Konvention, wie der Großherzog immer noch gehofft hatte. Baden erklärte darin seinen Austritt aus dem Rheinbund und stellte nunmehr den gegen Napoleon Verbündeten ein badisches Kontingent. Dafür sollte der Großherzog den Besitzstand seines Landes und volle Souveränität behalten. Er sollte sich aber in eine „endgültige Ordnung der deutschen Dinge“ fügen.

Nun kam es 1815 aber nicht, wie ursprünglich angenommen, zu einem starken deutschen Reich, sondern nur zum lose gefügten deutschen Bund. Trotzdem sollte Baden auf Jahre hinaus einer unsicheren Zukunft gegenüberstehen. Drohend lag weiter über dem Lande die Tatsache, daß die beiden Söhne des Großherzogs Karl in jugendlichem Alter wegstarben. Das seinerzeit unter französischem Schutz erlassene Erbrecht der Grafen von Hochberg war aber mit Napoleon in der Verienkung verschwunden. So schnell das neue Großherzogtum entstanden - so schnell drohte es wieder zu zerfallen.

Um ihren Landbesitz und damit Baden zu erhalten, mußte sich die badische Dynastie um Schutz und Rückhalt umsehen. Sie konnte dies nach außen bei den europäischen Großmächten, sie konnte es aber auch unmittelbar bei ihrem Volke tun. Sie brauchte dies nur mehr als bisher zu den Regierungsgeschäften zuziehen. Denn schwer lasteten noch Fronden und Zehnten, die Prügelstrafe, und die Ansfreibeit der Gemeinden auf den badischen Untertanen. Die Finanzen lagen immer noch im argen. Die fortwährenden Organisationsexperimente hatten immer mehr Geld verschluckt, und die Domänen galten als Privateigentum des Herrscherhauses. Da Verhandlungen nach außen zunächst nicht zum Ziele zu führen versprochen, wählte der Großherzog vorerst diesen letzteren Weg.

Zwar hatte Baden in den Jahren 1814, 15 bei den Verhandlungen in Wien auf Seiten der Regierungen gestanden, die sich gegen eine allgemeine Verpflichtung der deutschen Bundesstaaten erklär-

ten, eine repräsentative Verfassung einzurichten. Eine vom vormals reichsunmittelbaren, jetzt badischen Adel 1815 gewählte Deputation hatte trotzdem dem Großherzog die Bitte vorgetragen, Landstände einzurichten, wurde aber äußerst ungnädig abgewiesen. Allein in der Folge fand sich der Landesfürst am 16. März 1816 doch bewogen, die Einführung einer landständischen Verfassung anzukündigen. Sie sollte am 1. August 1816 in Kraft treten. Am 29. Juli 1816 besagte eine großherzogliche Erklärung jedoch, daß die bereits vorliegende Konstitution vorerst noch nicht „publiciret“ werden solle.

In den letzten Jahren der Regierung des Großherzogs Karl erhoben sich nun immer beunruhigendere Gerüchte über eine Länderverteilung Badens, die man nach dem Tode des Fürsten, der keine männlichen Nachkommen hatte, vornehmen wollte. Insbesondere Bayern erhob immer deutlicher erkennbare Ansprüche auf die badisch-pfälzischen Lande. Die einzige Möglichkeit, das unter der Napoleonischen Herrschaft entstandene Baden in seinem Bestande zu erhalten oder wenigstens mit mehr oder weniger Erfolg zu verteidigen, schien jetzt allein darin zu beruhen, Volk und öffentliche Meinung mit einem neuen Bande an ihr Fürstenhaus zu knüpfen. Jedenfalls verlieh Großherzog Karl unter dem 22. August 1818 als erster deutscher Fürst seinem Volke eine repräsentative Verfassung.

Der Zusammentritt der Kammern war auf den 1. Februar 1819 festgesetzt. Doch kurz vorher starb Großherzog Karl am 8. Dezember 1818. Wenn auch zunächst die Nachfolge dadurch gesichert war, daß der Onkel des Verstorbenen, Ludwig, einer der Söhne aus Karl Friedrichs erster Ehe, das Erbe aufnahm, so war dadurch die Gefahr für Badens Fortbestand keineswegs gebannt, denn der neue Fürst war nicht verheiratet.

Wie geplant, ließ Großherzog Ludwig die Landstände am 1. Februar 1819 in Karlsruhe zusammentreten und vereidigte sie persönlich. Auf Grund der Verfassung nahmen sie ihre Arbeit auf. Die zweiundsechzig Abgeordneten der Zweiten Kammer waren hohe Beamte, Universitätsprofessoren, Richter, Oberamtmänner, Bürgermeister, Stabsvögte, wohlhabende Gewerbetreibende und Großbauern. Mehr oder minder waren die meisten von ihnen von den freisinnigen westlichen Ideen ihrer Zeit infiziert. Bald rüttelten sie an den Grundlagen des bisherigen Staates, an der Rechtspflege, an der Verwaltung insbesondere der Gemeinden, an der Kirche, an den sozialen Fragen, an Fronen und Zehnten, an den Handels- und Verkehrsverhältnissen, am damaligen Beamtenrecht, an der Presse, am gesamten Staatshaushalt, an den Verhältnissen des Adels, selbst an der ihnen gegebenen Verfassung, an der Zivilliste und endlich am Militäretat.

„Ein freimütiger Geist schwebte über der ersten Zweiten Kammer. Sie wollte mit dem großen Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz ernst machen. Sie wollte auf dem festen Grund einer volkstümlichen und unabhängigen Rechtspflege aufbauen. Freie Bauern, frei von Fronen und Zehnten, sollten den heimischen Acker bestellen, freie Bürger den Nationalwohlstand begründen, und freie Volksvertreter sollten mit dem Mut der Ueberzeugung über die Volkswohlfahrt und über die Volksrechte wachen.“

Da gelang es endlich der Staatskunst des Großherzogs Ludwig und seines Staatsministers v. Berstett, unterstützt durch die nahe Verwandtschaft des Großherzoglichen Hauses mit der Zarin, am 3. Mai 1819 die äußere Sicherung des Landes durchzusetzen. Rußland, Oesterreich, Preußen und England garantierten in einem Traktat den Besitzstand des Großherzogtums Baden und erkannten die Halbbrüder des Großherzogs Ludwig aus Karl Friedrichs zweiter Ehe, die Grafen von Hochberg, als erbfähig an. Damit waren die Ansprüche Bayerns auf die badische Pfalz endgültig zurückgewiesen.

Wäre dies Ereignis ein Jahr früher eingetreten, dann hätte man die Landstände gar nicht erst gebraucht. Nun waren sie aber einmal da. Die Geister, die man gerufen hatte, konnte man nicht so schnell wieder los werden. Ihre Ansprüche mußten mit der Zeit zu schweren Konflikten mit der Regierung und dem Fürsten führen — und sie taten es auch.

Immer mehr hatten sie schon auf sparsamere Handhabung des Staatshaushaltes gedrängt. Es blieb nichts weiter übrig, als dem Lande erneut eine andere Verwaltungseinteilung zu geben. Zu gleicher Zeit, als man die äußere Sicherheit des Landes erreichte, legte man die bisherigen zehn Verwaltungskreise in nur sechs zusammen. An deren Spitze sollten ausgesuchte Kreisdirektoren gestellt werden. Sie sollten in weitestem Maße selbständig, fast kleine Diktatoren in ihrem Bereiche sein. Da die heutige Trennung von Justiz und Verwaltung damals noch nicht vollzogen war, mußte damit ein großer Schritt auf dem Wege strafferer Zügelführung und der Zusammenschweißung der vielen zusammengewürfelten Ländereien zu einem einheitlichen Staate getan werden. Zu allem konnte damit auch noch dem Verlangen der Landstände nach sparsamerer Verwaltung nachgekommen werden.

Noch kehren wir zu Siegel zurück. Wir hatten ihn 1816 als Hofrichter des Hofgerichtes in Mannheim verlassen. Unter den zweiundsechzig Abgeordneten, die zur Zweiten Kammer der Landstände gewählt worden waren, hatte auch er sich befunden. Seine Vaterstadt Bruchsal entsandte ihn nach Karlsruhe. Dort sah er sich alsbald auf der Liste der Abgeordneten, die die Zweite Kammer der Landstände dem

Großherzog zur Auswahl für die Bestellung ihres Präsidenten vorlegte.

Siegel war bisher ein gewandter, kenntnisreicher, fleißiger, treuer und unermüdlicher Diener seines jeweiligen Herrn und dessen Interessen gewesen, ein Bürokrat in des Wortes bester Bedeutung, beruhigend, ausgleichend und schlichtend. Von den freisinnigen Ideen seiner Zeit schien er unter allen Abgeordneten wohl mit am wenigsten berührt zu sein. Er hatte auch mit diesen Ideen schon ein Vierteljahrhundert früher zu schlechte persönliche Erfahrungen machen müssen. Damals, als seine persönlichen Eigenschaften ihm im Jahre 1792 schon einmal ein äußerst prekäres Amt eingetragen hatten, als er sein kurzes und für ihn tragisch verlaufenes Gastspiel als Landschreiber in Germersheim gab. Jetzt brauchte man wieder einen solchen Mann, der beruhigend auf die Kammer wirkte, der die Gegensätze zwischen ihr, der Regierung und dem Fürsten auszugleichen suchte, der gleichzeitig auf die unruhigen Köpfe der Versammlung bremsend und für die Ziele der Regierung fördernd wirkte. Es darf so sicherlich keinem blinden Zufall zugeschrieben werden, daß der Großherzog den Staatsrat und Hofrichter Johann Bernhard Siegel zum ersten Präsidenten der Zweiten Kammer der Landstände ernannte.

Lange sollte aber diese Tätigkeit Siegels nicht dauern. Gern hat er sie, seinem Herkommen und seiner ganzen Veranlagung nach, wohl bestimmt nicht ausgeübt.

Wir sahen, daß seit Mai 1819 zuverlässige, bestimmte und tüchtige Männer als Kreisdirektoren, als Inhaber der sechs höchsten und einflussreichsten Stellen im Bezirksdienst, wie wir wohl heute sagen würden, gesucht wurden. Von ihrer Persönlichkeit hing die baldmöglichste und reibungslose Ueberleitung in die neuen Verhältnisse sehr erheblich ab. Ihre Auswahl mußte daher besonders sorgfältig erwogen werden. Wer aber galt als kenntnisreicher und zuverlässiger, wer war mit den örtlich so verschieden liegenden Verhältnissen, mit Land und Leuten der früheren kurpfälzischen Landschaften besser vertraut, wer schien für einen solchen Posten geeigneter als der Hofrichter des Hofgerichtes Mannheim? Mangels anderer Unterlagen dürfen wir es wohl in erster Linie solchen Ueberlegungen zuschreiben, daß Großherzog Ludwig 1819 den Hofrichter des Hofgerichtes Mannheim zum Kreisdirektor des vergrößerten Neckarkreisdirektoriums ernannte. Siegel hatte jetzt ein Gehalt von 4000 Gulden und freie Wohnung im Kreisdirektorialgebäude in Mannheim. Er hatte damit die höchste und einflussreichste Stelle erreicht, die ihm seine erst kurpfälzische, dann kurbadische und nun badische engere Heimat zu bieten hatte.

Beamtenpolitische Bestimmungen der jungen badischen Verfassung zwangen damals einen Beamten, der Abgeordneter der Landstände war, sein Mandat niederzulegen, sobald er während seiner Wahlperiode befördert wurde. Bei späteren Wahlen konnte er sich aber erneut wieder aufstellen lassen. Siegel mußte daher noch während der ersten Tagungsperiode aus den Landständen ausscheiden. Innere Abneigung und Kränklichkeit hinderten ihn wohl später daran, die auf diese Art abgebrochene parlamentarische Arbeit wieder aufzunehmen. Der nun Achtundsechzigjährige litt während seiner Karlsruher Zeit oft an Engbrüstigkeit, an Asthma.

Hatte Siegel bisher als Richter schlichtend und entscheidend zu wirken gehabt, mußte er an der Spitze der Ständeversammlung in erster Linie lazieren, jetzt als Kreisdirektor hatte er befehlend aufzutreten.

Die bis vor kurzem lebende alte Staatenwelt war zusammengebrochen. Der Neuaufbau hatte von einer Trümmerstätte aus begonnen werden müssen. Nur eine starke Staatsgewalt konnte in der Staatsverwaltung wieder Ordnung herstellen. Dies hatte jenes Frankreich erkannt, das seine Umwälzung von 1789 zu überwinden gehabt hatte. Das übernahmen von ihm auch die nächstgelegenen deutschen Staaten.

Nach Franz Schnabel waren die Kreisdirektoren jener Zeit den französischen Präfekten nachgebildet. Sie waren ebenso abhängig nach oben gehalten, wie sie mächtig nach unten waren. Sie besaßen nicht nur Aufsichtspflichten und Rekursbefugnisse, sondern es waren auch zahlreiche andere und wichtige Gegenstände ihrer Entscheidung vorbehalten. Sie entschieden sie autoritär, ohne an ein Kollegium gebunden zu sein. Fiel der frühere, äußerst schwerfällige Kollegialgang der Behörden weg, so mußte in die heillosen Unordnung von Administrationen und Finanzwesen eher Ordnung kommen, dann war allein schon hierdurch eine erhebliche Vereinfachung der Staatsverwaltung erreicht. Bezirksämter und Gemeinden hatten erheblich geringere Bedeutung, die letzteren waren sogar fast bedeutungslos. Jederzeit konnte die Zentralbehörde „aus obervormundschaftlicher Gewalt“ gegen den Willen der Gemeinden entscheiden. Jede Selbstverwaltung war nach französischem Vorbild beseitigt. Der Neuaufbau konnte nur gelingen, wenn man zunächst alle bisher beseitigten Teilgewalten auch weiterhin niederbielt und sie den Präfekten, also hier den Kreisdirektoren unterwarf. Die Einheit der Zentralgewalt, durch solche Praxis herbeigeführt, konnte, ja sie mußte erst die Grundlagen schaffen, auf denen sich eine spätere, dem neuen Volksleben angepasste und fortschrittlichere Verwaltungsführung entwickeln sollte. Mit solchen Grundlagen konnten sich natürlich damalige Volksvertretungen, auch wenn sie noch so beschränkte Rechte besaßen, unmöglich auf die Dauer vertragen.

Bereits im Spätsommer 1819 fielen auch die Landstände beim Großherzog schon in Unnade. An allem hatten sie zunächst rütteln dürfen, daß sie aber wagten, auch Zivilliste und Militäretat anzutasten — das duldet der Landesherr nicht. Das von ihm unterzeichnete Vertagungsreßkript vom 28. Juli 1819 begann mit den Worten:

„Bei Zusammenberufung Unserer getreuen Stände könnten Wir voraussetzen, daß diejenigen Vorschläge, die denselben von der Regierung zur Beratung vorgelegt würden, in dem Zeitraum von drei Monaten erledigt werden könnten, und darnach war auch der Kostenaufwand berechnet und in das Finanzgesetz aufgenommen. Dieser Zeitraum ist verfloßen, und nicht einmal die Beratung über das vorzüglich wichtige Finanzgesetz ist soweit gediehen, daß sie zu einer Mitteilung an die erste Kammer reifte, und Wir müssen sehr bedauern, daß manche unzarte Bemerkung gegen wohlervorbene Rechte und darauf begründete Ansätze diese Zögerung zum Teil herbeigeführt haben pp . . .“

Damit waren die ersten Landstände nach Hause geschickt. Die Abgeordneten mußten bei ihrer Heimreise nicht, war ihre Sitzungsperiode nur vertagt oder sollten sie überhaupt nie wieder einberufen werden. Jetzt, da man die Sicherung des Landbestandes und der Erbfolge auch ohne sie durchgesetzt hatte, brauchte man ja die immer lästiger werdende Versammlung nicht mehr. Wenn auch ganz Deutschland diesen ersten Versuch aufmerksam verfolgte, warum sollte man sich mit einem Experiment weiter belasten, das, außer in Baden, damals noch in keinem anderen deutschen Lande erprobt worden war? Die Zeiten der Reaktion hatten begonnen.

Schon einige Tage vor Vertagung der Kammern waren hierzu „geeignet scheinende“ Polizeimaßregeln erlassen worden. So erging unter anderem hinsichtlich der heimkehrenden Abgeordneten vom Neckarkreisdirektorium in Mannheim am 26. Juli 1819 folgende Verfügung:

„Entschließung des hochpreislichen Ministeriums des Innern vom 24. D., monach Se. Kgl. Hoheit der Großherzog wollen, daß auf den Fall der Vertagung und der Rückkehr der landständischen Deputierten keine förmliche Zusammenkunft der Wahlmänner mit den von ihnen gewählten landständischen Deputierten, am allerwenigsten auf eine allenfällige Aufforderung derselben an jene statt haben, und desfalls die geeignete Weisung an die Aemter erlassen werden solle pp . . .“

Diese Anordnung hatte der Kreisdirektor im Namen der Zentralregierung zu erlassen und zu vertreten. Es wäre doch wohl ein Aunding gewesen, wenn dieser Kreisdirektor, der Staatsrat Johann Bernhard Siegel, sich noch selbst unter den solchermaßen bedachten Abgeordneten befunden hätte.

Zweiundsiebzigjährig, nach fünfzigjähriger ununterbrochener, arbeitsamer, an Rückschlägen wie an Erfolgen reicher Dienstzeit, bat Siegel aus Gesundheitsrückichten um seine Zuruhesetzung. Zum 21. Dezember 1822 wurde sie ihm von seinem Landesherrn bewilligt unter Zuerkennung seines letzten vollen Gehaltes als Ruhegehalt.

Nachdem die Flucht vor den französischen Revolutionshorden aus Germersheim den Tod seiner Gattin zur Folge gehabt hatte, war Siegel lange Jahre Witwer geblieben. Die Sorge um seine zahlreichen Kinder, die dauernde Unsicherheit der politischen Lage, die Verschmelzung der Kurpfalz mit Baden und endlich der Neuaufbau stellten große und das ganze Leben umfassende Anforderungen an all sein Denken und Fühlen — auch im privaten Bereich seiner Persönlichkeit und auch auf finanziellem Gebiet. Das Einarbeiten in immer neue und immer größere Aufgaben mußte alles absorbieren, auch Gesellschaftliches, soweit es nicht zeitliche Notwendigkeiten betraf. Sein privates Leben hat sich nach den Ueberlieferungen ähnlich trocken abgespielt, wie es das der meisten Staatsbeamten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts getan hat — „patriae in serviendo consumor“! In seinem privaten Budget mußte er infolge der kümmerlichen Besoldung und in Hinsicht auf die Erziehung seiner Kinderschar die allergrößte Sparsamkeit walten lassen. Der tiefe Ernst seines privaten Lebens erklärt sich vornehmlich daraus, daß die geliebte Mutter seiner Kinder an seiner späteren Zeit keinen Anteil mehr haben konnte, an einer Zeit, reich an großem Erleben, weitausgreifender Arbeit und erfolgreicher Anteilnahme an dem politischen Geschehen. Jedoch Verfolgung, Flucht, Not und das Gefühl eigentlich dauernder Unsicherheit hatte er mit vielen seiner damaligen Mitbürger in jener Zeit geistiger Umschichtung und staatlicher Neubildung am Oberrhein zu teilen.

Von seinen vierzehn Kindern starben fünf in jugendlichem Alter. Von den sechs Töchtern heirateten fünf, u. a. in die Familien Rüttinger in Raftatt, Prestinari und Bauer in Bruchsal. Die sechste, Maria Antonia Magdalena, blieb unverehelicht. Sie hat das oben gebrachte Miniaturpastellbildnis ihres Vaters gemalt. Von seinen drei Söhnen sah Siegel noch Ferdinand als Kreisrat (später Geheimer Rat), Joseph als Militärarzt (später der Generalstabsarzt der Großh. Badischen Armee) und Johann Baptist als Hauptmann in Karlsruhe. Unter seinen späteren Enkeln befand sich u. a. jener Landeskommisär Karl Siegel, der 1826 beim Brückeneinsturz der Dreisambrücke in Freiburg im Dienst den Tod fand, und der Professor Heinrich Joseph Siegel, der den ersten Lehrstuhl für deutsches Recht an der Universität Wien inne hatte und Mitglied des Oesterreichischen Herrenhauses war.

Selbst jetzt an seinem Lebensabend wurde der alte Mann von den Ueberraschungen und Aufregungen des Lebens nicht verschont. Er mußte den Tod seiner zweiten Gattin erleben, der Maria Theresia Augusta, der Tochter des Mannheimer Oberpostmeisters von Ludwig, mit der er 1811 die

zweite Ehe eingegangen war. Dann starb 1829 sein jüngster Sohn, Johann Baptist, der Hauptmann, und kurz darauf auch seine Schwiegertochter unter Hinterlassung von fünf unmündigen Kindern. Fünf hilflose Waisen im Alter von drei bis zehn Jahren sahen nun nach ihrem alten Großvater. —

Am 24. November 1833 starb der Staatsrat Johann Bernhard Siegel in Mannheim im dreiundachtzigsten Lebensjahre, nachdem er in fünfzigjähriger Dienstzeit die auch damals sicher nicht gewöhnliche Stufenleiter vom Hofgerichtsrat über den Landtschreiber, Wirklichen Regierungsrat, Oberappellationsgerichtsrat, Oberhofgerichtskanzler und Hofrichter zum Kreisdirektor und Staatsrat zurückgelegt hatte. Sein ganzes Leben war ausgefüllt gewesen mit Arbeit, Treue, Fleiß, Unermüdlichkeit und Sorge für die Interessen seines jeweiligen Fürstlichen Herrn und seiner engeren pfälzisch-badischen Heimat, und später, während der elf Jahre seines Ruhestandes, für seine Familie.

Hätte er sich, wie zu jener Zeit viele andere hohe Beamte, auf den Boden der Parteipolitik begeben, so hätte er wohl eine ähnliche politische Rolle spielen können wie wenig später etwa der Staatsrat Nebenius. Aber da Siegel noch in jungen Jahren schon mit dem heißen Boden der Politik unfreiwillige und unheilvolle Bekanntschaft machen mußten, war ihm diese Politik, die sich damals als „Fortschritt“ gegen die bestehende „angestammte Gewalt“ der Dynastien richtete, verhaßt fürs ganze Leben. Denn er mußte aus seiner Abstammung und aus seiner Erziehung heraus Anhänger der „hergebrachten Ordnung und der angestammten Gewalt“ sein, er war es und blieb es. Auch während seiner Kammerpräsidentenzeit überlieferten uns die Berichte keine einzige größere Rede politischen In-

haltes, die er im Plenum der Zweiten Kammer der Landstände gehalten hätte.

Er war einer der „Stillen“ im Lande, trotz der hohen Ämter, die er bekleidete, und trotz der politischen Gewalt, die ihm in die Hand gegeben worden war.

Quellen:

- Laufregister der katholischen Hofpfarre (St. Damian und Hugo) zu Bruchsal,
 Akten des badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe:
 a) Pfalz Generalia Band III 1770—1789, Band IV 1790—1803,
 b) großh. badische Dienerakten des Staatsrates Bernhard Siegel 1803—1833,
 „Verhandlungen der Zweiten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden 1819“; Von ihr selbst amtlich herausgegeben — Karlsruhe 1819,
 Totenbuch der katholischen Gemeinde Mannheim, Familienüberlieferungen.
 Das S. 25 wiedergegebene Bildnis Siegels aus dem Besitz von Frau Präsident Dr. Albert Jung, Karlsruhe, ist nach einer Familienüberlieferung von Maria Antonia Magdalena Siegel, der jüngsten Tochter des Staatsrats, geschaffen worden.

Literatur:

- B. Bloß: „General Franz Siegels Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1848/49“, 2. Auflage — Mannheim 1902,
 Gg. Forster: „Sämtliche Schriften“ — Leipzig 1843,
 Bernhard Müller: „Badische Landtagsgeschichte, Erster Teil: Der Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819“ — Berlin 1900,
 Franz Schnabel: „Sigmund von Reizenstein, der Begründer des Badischen Staates“ — Heidelberg 1927,
 Gr. Vogelgesang: „Der Begriff der öffentlichen Meinung bei den deutschen Denkern zur Zeit der französischen Revolution“; Seminararbeit im Zeitungs- und literaturwissenschaftlichen Institut der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg — Freiburg i. Br. 1937.

Kleinere Mitteilungen

Rehrdichannichts

Nach Veröffentlichung meiner Abhandlung in den Mannheimer Geschichtsblättern 1937, Heft 3, wurde mir noch eine kurze Beschreibung von Rehrdichannichts im Leiningischen Salbuch IX von 1781 (Staatsarchiv Speyer) bekannt. Nach dieser Beschreibung, die meine Feststellungen aus den Bauakten bestätigt und in verschiedenen Einzelheiten ergänzt, enthielt das herrschaftliche Brunnengebäude über der Felsengrotte tatsächlich zwei Zimmer und darüber im Dachgeschoß nochmals zwei Wohnräume. An der Vorderseite des Brunnengebäudes war das Brustbild des Grafen Johann Friedrich angebracht (ob dieses Bild in der französischen Revolution zerstört wurde oder mit dem seit über 100 Jahren für das Bild des Grafen Friedrich Magnus gehaltenen Relief an der Westseite des heutigen Forsthauses identisch ist, wird sich schwerlich fest-

stellen lassen). Das eigentliche Jagdschloßchen enthielt im unteren Stock zwei Zimmer (die unbedingt notwendige Herrschaftsküche, die auch nach den Bauakten vorhanden gewesen sein muß, ist merkwürdigerweise im Salbuch nicht erwähnt!), darunter in der ganzen Frontlänge des Baues Stallung, ferner im oberen Stock zwei Zimmer. Der breite Flur des Obergeschoßes scheint demnach von der Wendeltreppe an der Rückseite bis zur Frontseite durchgegangen zu sein.

Aus den kurpfälzischen Archiven ist bekanntlich über die Jagdhäuser Murrmirnichts und Schaudichnichts nichts festzustellen. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß der Kurfürst bzw. der kurpfälzische Staat mit diesen beiden Jagdhäusern gar nichts zu tun hatte. Die an die Leiningischen Jagden östlich Rehrdichannichts — Lambertskreuz

anstoßenden Jagdbogen hatte Kurpfalz im 18. Jahrhundert privaten Jagdliebhabern verliehen, so z. B. in den 1730er Jahren einem Frhr. v. Hallberg. Es ist daher anzunehmen, daß das Jagdhäuschen Schaudichnigtum von einem solchen Jagdinhaber erbaut wurde.

Ueber den Turm auf dem Dreispitz findet sich im leiningischen Salbuch IX folgender Vermerk: „Obig Rehrdichannichts auf dem höchsten Berge liegen die Ruinen des sogenannten Friedrich Thürmgen, so ebenfalls von des Herrn Graf Johann Friedrich hochgr. Gnaden erbaut worden.“ Mit dem „Friedrichtürmchen“ kann nur der Turm Murrmirnigtviel gemeint sein. Dieser liegt demnach entgegen allen bisherigen Annahmen nicht in den Limburger Jagden, sondern innerhalb des leiningischen Jagdgebietes. Auch die Stellung der Hoheitszeichen auf dem Jagdstein Nr. 7 spricht dafür, daß die Jagdgrenze nicht nördlich, sondern südlich um die Kuppe des Dreispitz herum verlief und somit die Kuppe mit dem Turm tatsächlich zum leiningischen Jagdbann gehörte.

Von besonderer Bedeutung ist, daß der Name Murrmirnigtviel im Salbuch von 1781 nicht genannt ist, also offenbar nicht die amtliche Bezeichnung des Turmes war. Hieraus ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß die Bezeichnungen Murrmirnigtviel und Schaudichnigtum sich nur im Volksmund herausgebildet und infolge ihrer Originalität erhalten haben, während die amtliche Bezeichnung „Friedrichtürmchen“ völlig in Vergessenheit geriet. Dieser Turm war 1781 bereits Ruine. Nach dem Salbuch war damals auf Rehrdichannichts nur das För-

sterhaus in gutem baulichen Zustand. Von den zwei herrschaftlichen Gebäuden dagegen heißt es: „sind schadhaft und haben Reparation nöthig.“ Bei dem Jagdschloßchen Jägertal und dem um 1780 neu erbauten herrschaftlichen Jagdhaus in Bobenheim am Berg ist im Salbuch in der Spalte „Benutzung“ erwähnt, daß die Herrschaft sie zum Sommeraufenthalt und zur Jagd benutzt. Dagegen ist bei Rehrdichannichts über eine Benutzung der beiden herrschaftlichen Gebäude bezeichnenderweise überhaupt nichts vermerkt. Das Friedrichtürmchen war offenbar schon lange Jahre dem Verfall überlassen, Rehrdichannichts seit etwa 1775 baulich vernachlässigt und nur noch wenig benutzt. Die neueren Jagdhäuser wurden bevorzugt, Bobenheim vor allem wegen der Parforce-Jagden.

Meine Annahme, daß die Erbauung der ersten (hölzerne) Jagdhütte Rehrdichannichts in die Zeit 1703—1707 fallen muß, hat inzwischen ihre Bestätigung gefunden. Im Fürstl. Lein. Archiv wurde ein Arbeitsverzeichnis des Glasers Isaac Koppert von 1707 aufgefunden, worin die Anfertigung von 10 Fenstern „in dem neuen Jagthaus im walde“ ausgeführt ist. Das Jahr 1707 dürfte hiernach als Baujahr des Blockhauses endgültig feststehen.

Die mehr als ein Jahrhundert hindurch immer wieder kritisch abgezeichneten Ausführungen Lehmanns über die Entstehung der drei Jagdhäuser und ihrer Namen erweisen sich auch auf Grund des Salbuches IX als jeder Grundlage entbehrend und mit den wahren Tatsachen unvereinbar.

Dr. C. Neubronner.

Sonderausstellung des Theatermuseums

Zum Gedächtnis an Adele Sandrock

Das Theatermuseum erhielt vor einiger Zeit aus dem Nachlaß Adele Sandrocks eine Anzahl von Bühnenkostümen der im vorigen Jahre verstorbenen Künstlerin zum Geschenk. Diese Stiftung theatergeschichtlich höchst bemerkenswerter Dokumente, die das Museum Fräulein Wilhelmine Sandrock (Berlin), der Schwester Adeles, verdankt, bot den Anlaß zu einer Adele-Sandrock-Gedächtnisausstellung, die im Mai eröffnet werden konnte.

Diese Sonderschau galt nicht so sehr der Filmdarstellerin, deren Erscheinung aus zahlreichen Filmen der letzten Jahre noch unvergessen ist; sie wollte vielmehr die Erinnerung erwecken an die große Tragödin, die vor einem Menschenalter eine der gefeiertsten und zugleich erfolgreichsten Darstellerinnen der deutschen Bühne war. Ueber den unvergleichlichen schauspielerischen Leistungen ihrer Spätzeit waren jene Tage eines glanzvollen Ruhmes in Vergessenheit geraten. Und doch gehören auch sie zu dem Bilde dieser Künstlerin, die als Fünfzehnjährige bereits zum ersten Male in ihrer holländischen Heimat

auf den Brettern stand, und noch in hohen Jahren mit seltenem Können die Zuschauer begeisterte.

Die Theaterleidenschaft, von der Mutter, der berühmten niederländischen Tragödin Johanna Sandrock, ererbt, war früh in der Tochter wach geworden; bald hatte sie der Weg nach Deutschland geführt. Nicht leicht und mühelos war ihr Beginn; sie debütierte mit geringem Beifall am Berliner Urania-Theater; als allzu jugendliche Minna von Barnhelm nahm sie an der denkwürdigen Eröffnung des Berliner Deutschen Theaters teil; Gastspiele im Reich und am Deutschen Theater in Moskau (1882—84) brachten ihrem Ehrgeiz nicht den ersehnten Erfolg; ohne sich durchsetzen zu können, gehörte sie kurze Zeit dem Meininger Ensemble Herzog Georgs III. an.

Fünf Jahre später, 1889, besoherte ihr der Zufall — sie war für eine erkrankte Schauspielerin eingesprungen — am Deutschen Volkstheater in Wien den ersten großen Erfolg. Ein Jahrzehnt lang blieb Adele Sandrock nun die begeistert umjubelte Künstlerin, die man feierte als die Nachfolgerin Charlotte Wolters, der größten Tragödin

der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Die Maria Stuart, die Medea, die Fürstin Eboli und zahlreiche andere klassische Rollen spielte sie mit derselben Virtuosität, darstellerischen Sicherheit und überzeugenden Echtheit, mit der sie die Frauengestalten der vielen zeitgenössischen Salonstücke vorwiegend französischer Herkunft gab, die damals neben den Dramen Ibsens und Björnsens den Spielplan bestimmten. Unter ihnen ist die Gestalt der „Cameliendame“ in dem Schauspiel von Alexander Dumas eine ihrer berühmtesten Rollen gewesen: in dem Kostüm der sterbenden Cameliendame hat sie sich später zu Grabe tragen lassen.

1895 hatte sie M. E. Burdhard an das Wiener Burgtheater geholt; die drei Jahre ihres Wirkens an dieser Bühne endeten mit Adele Sandrocks plötzlichem Auscheiden, als sich ihr eigenwilliges leidenschaftliches Temperament dem mehr und mehr erstarrenden Rahmen des Bühnenbetriebs an der Burg nicht mehr einfügen wollte. Weite Gastspielreisen führten sie in den folgenden Jahren durch ganz Europa — damals ist sie auch in Mannheim zu Gast gewesen. An drei Abenden spielte sie Anfang Februar 1899 nacheinander die Maria Stuart, die Eva in dem gleichnamigen Schauspiel von Richard Voss und die Francine aus dem französischen Sittenstück „Francillon“ des jüngeren Dumas. Wie überall, wohin Adele Sandrock kam, so spendeten ihr auch die Mannheimer Theaterfreunde rauschenden Beifall, während die Kritik sich zurückhaltender äußerte und insbesondere den zweifelhaften literarischen Wert der beiden Salonstücke recht eindeutig kennzeichnete. —

Die Stimmen der Mannheimer Presse zu diesem Gastspiel Adele Sandrocks am Nationaltheater sowie die Abbildungen der Theaterzettel fanden sich in der Ausstellung des Theatermuseums, in deren Mittelpunkt die sechs Kostüme aus jenen Jahren der glänzenden Bühnenerfolge standen. Diese Kostüme, die kostbar-prunkende weißbrosa Atlasrobe der Adrienne Lecoubreur (aus einem Schauspiel von Eugène Scribe) oder das steife würdevolle Hofkleid der Franziska von Hohenheim, der Hauptgestalt der „Karlschüler“ von Otto Laube, erscheinen als sprechende Zeugnisse jenes längst verschwundenen Zeitgeschmacks, der um die Jahrhundertwende die Mode auch der Bühne beherrschte.

Eine Reihe bemerkenswerter Privataufnahmen und Rollenbildnisse der Sandrock, die sie beispielsweise auch als Hamlet zeigen, waren um die Bühnenkostüme reizvoll



Jugendbildnis Adele Sandrocks
(Privataufnahme)

gruppiert. Die große Darstellerin aber, die aus der völligen Vergessenheit des zurückgezogenen Lebens, das sie nach ihrem Abgang von der Bühne (1912) geführt hatte, 1922 erneut an die Öffentlichkeit trat und im Film und auf der Bühne nun freilich nicht mehr die klassischen Frauengestalten ihrer Jugend, sondern jene unergleichlich echten komischen Rollen mit einzigartiger Gestaltungskraft verkörperte, die Künstlerin, die uns vertraut geworden ist aus unzähligen Aufführungen, zeigte zahlreiche Szenenbilder aus ihren besten und schönsten Filmen.

In beschränktem Rahmen vermochte die Sonderausstellung des Theatermuseums ein geschlossenes Bild der künstlerischen Persönlichkeit dieser großen Schauspielerin zu geben, die noch in hohem Alter mit der Leidenschaft und Hingabe der Jugend der Kunst diente und durch sie unendlich Vielen Freude und Heiterkeit schenken konnte.

L. B.

Ausstellungen der Schloßbücherei

„Alt-Japan und das Abendland“ war das Thema einer Ausstellung, die von der Schloßbücherei zu Beginn des Jahres dargeboten wurde. Angesichts der bedeutenden politischen und militärischen Ereignisse im Fernen Osten und im Hinblick vor allem auch auf den nicht lange zuvor erfolgten Beitritt Italiens zu dem deutsch-japanischen Antikominternabkommen durfte diese Ausstellung von vornherein besondere Aufmerksamkeit beanspruchen, erbrachte sie doch den überzeugenden Beweis, wie sehr auch eine Bücherschau von starker gegenwärtiger Lebendigkeit erfüllt sein kann.

Direktor Dr. H. Stube n r a u c h hatte mit schönem Gelingen den Versuch unternommen, die Beziehungen der abendländischen Welt zu dem Inselreich des Fernen Ostens von den Tagen der Entdeckung Japans bis hin zur Mitte des 19. Jahrhunderts im Spiegel des europäischen Schrifttums sichtbar zu machen. In fünf Schaukästen hatten einige fünfzig kostbare Frühdrucke der abendländischen Japanliteratur aus dem gerade auf diesem Gebiet erstaunlich reichen Eigenbesitz der Schloßbücherei Aufnahme gefunden; in ihrer übersichtlichen, chronologisch geordneten Reihung ließen sie verfolgen, wie im Laufe von drei Jahrhunderten die Kenntnisse der geographischen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, der religiösen Anschauungen und kulturellen Leistungen des fernöstlichen Inselreiches nach dem Abendland gelangten. Die eingehende, bibliographisch genaue und sachlich erschöpfende Beschriftung der einzelnen Werke erläuterte dabei die gemeinhin allenfalls dem Kenner vertrauten historischen und geistesgeschichtlichen Zusammenhänge; der weite Weg europäisch-japanischer Beziehungen ließ sich so in den entscheidenden Stufen eines überaus wechselvollen Verlaufs, ja einer dramatischen Steigerung verfolgen.

Spät erst ist die japanische Inselwelt in den Gesichtskreis des Abendlandes getreten! Wohl hatte schon der Venezianer Marco Polo (1254—1323) von einer Weltreise, die ihn durch das Innere Chinas bis an die Küste des Gelben Meeres geführt hatte, eine erste Kunde von der unbekanntem Insel „Zipangu“ in die Heimat zurückgebracht. Ueber den angeblich ungeheuren Goldreichtum dieser Insel wußte sein lateinisch geschriebener „Bericht von den Weltwundern“ — die Ausstellung zeigte ihn in der seltenen, 1597 in Venedig gedruckten italienischen Uebersetzung: „Delle Meraviglie del Mondo per lui vedute“ — allerlei Sagenhaftes zu erzählen. Seine vielgelesene Schilderung hat noch Columbus angeregt, nach diesem fernen Goldland zu suchen.

Das Zeitalter der großen Entdeckungen neigte sich indessen bereits seinem Ende zu, als endlich 1542 und 1543 portugiesische Seefahrer von Macao im südlichen China aus in Japan landeten. Doch nur langsam und überaus spärlich gelangten in der folgenden Zeit sichere Nachrichten von dem neuentdeckten Lande nach der alten Welt;

die geographischen Kenntnisse zumal blieben noch auf lange hinaus höchst unvollkommen und widerspruchsvoll. Die Basler Erstausgabe von Sebastian Münters berühmter „Cosmographia“ von 1544 kennt auf ihrer Karte Asiens die japanische Inselwelt noch überhaupt nicht; der große sechsbandige „Atlas major“, der um 1650 die Pressen der durch ihre vollendeten Kartendrucke ausgezeichneten Offizin der Gebrüder Blaeu in Amsterdam verließ, hat Japan wohl in durchaus richtigen Umrissen eingezeichnet, in seinem beschreibenden Text aber brachte selbst er kaum mehr als die Wiederholung der Fabeln Marco Polos, ohne die damals bereits zahlreichen Berichte christlicher Missionare über das japanische Reich und seine Bewohner zu verwerten. Eine der ersten brauchbaren Karten Japans, die eine einigermaßen richtige Vorstellung von seiner geographischen Gestalt zu geben vermochte, veröffentlichte 1662 der Franzose Nicolas Sanson in seinem Werke „L'Asie en plusieurs cartes.“

Zu diesem Zeitpunkt hatten die Beziehungen des Abendlandes zum Fernen Osten bereits manche Wandlungen erfahren. Wenige Jahre nach der portugiesischen Entdeckung, die sogleich die Aussicht auf rege und für die Europäer einträglichere Handelsbeziehungen eröffnet und zur Gründung einer Niederlassung geführt hatte, waren christliche Missionare ins Land gekommen. Es waren Jesuiten; geführt von dem Missionar Indiens, dem spanischen Adelsproß Franz Xavier (1506—1552), gingen sie mit fanatischem Eifer und kluger Berechnung seit 1549 an das Befehrwert. Geschickt verstanden sie die zahlreichen einheimischen Fürsten zu behandeln, die sie freundlich aufgenommen hatten und ihr Werk tatkräftig förderten: 1579 konnten sie bereits 150 000 Befehrete zählen; um 1600 wurde ihre Zahl auf nicht weniger als 750 000 geschätzt. Bald aber setzte ein verhängnisvoller Rückschlag ein, als die einheimischen Herrscher zu fürchten begannen, durch die in großer Zahl gegründeten europäischen Handelsgesellschaften in politische Abhängigkeit von fremden Mächten zu kommen. 1593 erfolgte ein erstes Verbot des Christentums; zwanzig Jahre später, 1622, nahm die gewaltsame Ausrottung des christlichen Glaubens ihren Anfang; 1662 starb der letzte europäische Missionar im Gefängnis. Japan blieb von da an bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus für alle Fremden verschlossen, Todesstrafe stand auf dem Betreten der Inseln.

Aus der Zeit ihrer Missionstätigkeit haben die Jesuiten wichtige Nachrichten überliefert; die Berichte, die sie den Ordensgenerälen über ihre Arbeit zu erstatten hatten, sind ebenso wie die zahlreichen Briefe an ihre Freunde unersehbare Dokumente für Japans ältere Geschichte, nicht zum mindesten, weil aus ihnen scharfe Beobachtungsgabe für fremde Eigenart in Sitte, Brauchtum und sozialer Gliederung der eingeborenen Bevölkerung spricht. Die überaus kostbaren Erst- und Frühdrucke,

die von der Schloßbücherei in ungewöhnlich großer Zahl gezeigt werden konnten, offenbaren ein eindringliches Erkenntnisstreben, dem auf manchen Gebieten schöne Erfolge zuteil wurden. Auch nach dem Verbot haben die Missionare heimlich die Bekehrungsarbeit weitergeführt. Oft genug sind sie dabei in die Hände der Japaner gefallen; unter grausamen Martern sind viele von ihnen zusammen mit den belehrten Eingeborenen nach tagelangen qualvollen Foltern hingerichtet worden.

Gleichzeitig mit den Missionaren haben kühne und unerschrockene europäische Forschungsreisende auch in den Jahrzehnten der härtesten Verfolgungen aller Fremden immer erneut versucht, in Japan einzudringen; ihren Erlebnisberichten verdankt die Wissenschaft unschätzbare Hinweise. Unerreicht an dokumentarischem Wert steht dabei voran die zweibändige „Geschichte Japans und Siams“ von Engelbert Kämpfer (1651—1716), dem deutschen Arzt und Forschungsreisenden, der zehn Jahre lang als Sekretär einer schwedischen Gesandtschaft Asien bereiste und in Japan dank seiner Schlauheit und Ausdauer, die von seinem Mut und seiner Kühnheit noch übertroffen wurden, vieles sah und hörte, was vor ihm noch kein Ausländer hatte in Erfahrung bringen können. Kämpfers Japanwerk, aus seinem vom Britischen Museum in London verwahrten schriftlichen Nachlaß zuerst 1728 veröffentlicht, bald darauf ins Französische, viel später erst ins Deutsche übertragen, blieb für jedes wissenschaftliche Bemühen um die Geschichte und Kultur Japans unentbehrlich. Hundert Jahre später war es wiederum ein Deutscher, der — Arzt wie Engelbert Kämpfer und gleich ihm ein unerschrockener, wagemutiger Forscher — unter unendlichen Gefahren und Schwierigkeiten eine neue Epoche der Japankenntnisse einleitete: Philipp Franz von Siebold (1796—1866). Sein prächtig ausgestattetes Werk „Nippon“, das er bescheiden ein „Archiv zur Beschreibung von Japan“ nannte, zeichnet sich vor allem durch sein reiches Abbildungsmaterial aus. Bis in die jüngste Zeit hinein hat es der geographischen und historischen Forschung als wertvolle Quelle gedient. Seine sorgfältig nach Siebolds eigenen Skizzen ausgeführten Kupferstiche geben auch heute noch dem Betrachter eine anschauliche Vorstellung von der Welt des Fernen Ostens.

*

Die 450. Wiederkehr des Geburtstages Ulrichs von Hutten (1488—1521) hatte eine zweite Sonderausstellung angeregt. Bibliophile Kostbarkeiten von hohem Rang und größter Seltenheit konnten auch hier dem Beschauer gezeigt werden; sie ließen erneut erkennen, welche überaus reichen Bestände an Erstausgaben und Frühdrucken die Schloßbücherei bewahrt.

Das Leben eines Gelehrten und eines Kämpfers in einer Zeit gewaltiger geistiger und politischer Entscheidungen und Ereignisse veranschaulichte in immer neuen Spiegelungen diese Schau huttenischer Werke. Gleichsam symbolhaft brachte das Titelbild einer 1518 bei Johannes Müller in Augsburg gedruckten Sammlung von Epigrammen Ulrichs von Hutten seine Bedeutung in der Geschichte des deutschen Geistes zum Ausdruck: Hans Wei-

dig hat es formvollendet in Holz geschnitten, das lebensvolle Porträt des Verfassers, der den deutschen Adler zum Angriff gegen das mit Lilien und Schlangen gezierte gallische Wappenschild reizt. Angriff, Kampf gegen die Herrschaft des Fremden, des Welschen in Politik und Geistesleben, in Staat und Kirche: das war die große, aus Not und Leid persönlichen Erlebens geborene Aufgabe, der Hutten diente. Er hat ihr gedient mit der verzehrenden Leidenschaft seines oft ungezügelten und widerspruchsvollen Wesens; um ihren Sieg hat er gerungen mit den Waffen des Verstandes und dem Einfaß des Gefühls, mit der verletzenden Schärfe, dem bitteren Hohn und beißenden Spott seiner Feder. Der deutsche Humanismus im Zeitalter der Reformation, geschult und gereift an den Vorbildern der italienischen Renaissance und ihrer geistigen Führer, erlebte in Ulrich von Hutten die entschiedene Hinwendung zur Nation, zum eigenen Volk. Deutscher Nationalstolz und deutsches Nationalbewußtsein: sie klingen unüberhörbar, werbend und mahnend, anfeuernd, mitreißend aus seinen Worten.

Zahlreiche Schriften hat Hutten in seinem Kampfe um die Befreiung des deutschen Geistes von fremden Fesseln verfaßt; er hat sich nie gescheut, auch die Mächtigen anzugreifen. Es gibt wenige politische und religiöse Fragen seiner bewegten Epoche, zu denen er nicht seine Stimme erhoben hätte: Kaiser Maximilian haben seine „Epigramme“ aufzurütteln versucht zu einer deutschen Politik; Papst Julius II. hat er in seinen „Dialogen“, leidenschaftlich erregten Manifesten, die in mustergültigem Latein geschrieben waren (Johannes Schöffer in Mainz hat 1520 fünf von ihnen zum ersten Male gedruckt), in grellen Farben ein Bild der sittlichen Verworfenheit der römischen Kurie gezeichnet; voll Haß und Verachtung bekannte er seine unversöhnliche Gegnerschaft gegen die geistige Anmaßung und den Kulturdünkel, den er in Italien, in Venedig vor allem, während seiner Studienjahre selbst erfahren hatte. Wenige Jahre vor der Veröffentlichung dieser Dialoge hatte Hutten seinen literarischen Feldzug gegen die römische Kirche mit der Herausgabe der berühmten Untersuchung des Lorenzo Valla über die „Konstantinische Schenkung“, die der italienische Humanist als eine furiale Fälschung erwiesen hatte, eingeleitet. Erfüllt von leidenschaftlicher Abwehr gegen den Machtanspruch scholastischer Wissenschaft, war er in dem denkwürdigen Streit Neuchlins mit den Kölner Dominikanern für den schwäbischen Humanisten eingetreten: an der gelehrts-witzigen Satire der sogenannten „Dunkelmännerbriefe“ hat er mitgeschrieben.

Das Auftreten Luthers bedeutete auch für Hutten eine Wende. Als einer der ersten unter seinen gelehrten Zeitgenossen bekannte er sich zur Reformation, von der er eine Erneuerung auch des politischen Lebens der Nation erhoffte. Unerschrocken, kühn hat er Luthers Ringen unterstützt: eine ganze Reihe von Flugchriften — sie sind fast alle in deutscher Sprache geschrieben! — entstanden in diesen Jahren zwischen 1520 und Hutten's Tode — seien es nun die „Klageschriften“, die er zum Wormser Reichstag an Kaiser Karl V., den Mainzer Erzbischof, den

Sturfürsten von Sachsen und die deutschen Fürsten überhaupt richtete, oder die Sammlung der „Neuen hübschen Huttenischen Gespräche“ von 1521, die mit flammender Begeisterung für ein Bündnis zwischen Ritterschaft und Städten zur Stärkung der Reformation warben. Als ein großes geschichtliches Symbol seiner Romfeindschaft hat er damals auch die Gestalt des Cheruskärfürsten Arminius beschworen. —

Ulrich von Hutten, der gelehrte Humanist, der Sohn eines alten reichsritterlichen Geschlechts, das schon manchen bedeutenden Kopf hervorgebracht hatte, hat sich zeit lebens als Ritter gefühlt, als „*eques Germanus*“, deutscher Ritter, wie er sich in fast jeder seiner Schriften nennt. Dieses ritterliche Standesbewußtsein hat seine menschliche Haltung tief und entscheidend bestimmt: Größe und Schwäche seiner Persönlichkeit, Vollbringen und Versagen seines Lebens haben sehr wesentlich darin ihren Ursprung. Die Tage der Blüte und des Glanzes, die das deutsche Rittertum auf der Höhe des Mittelalters gesehen, waren längst dahin; die politische Führung und die wirtschaftliche Macht waren an die Fürsten übergegangen oder an das kraftvoll aufstrebende Bürgertum der Städte. Hutten's wagemutig-kühner persönlicher Einsatz — man denke an seine Freundschaft mit Franz von Sickingen — in den unablässigen Fehden zwischen Ritters, Fürsten und Städten mußte scheitern. Ruhelos, ein Verfechter und Verfolgter, suchte Hutten nach dem Tode seines Beschützers Sickingen vergeblich Zuflucht bei seinen gelehrten Freunden; überall zurückgestoßen, findet er schließlich Aufnahme bei Zwingli in Zürich. Auf der Insel Ufnau im Züricher See ist er wenige Wochen später, kaum 36jährig, gestorben.

Die menschliche Tragik dieses Lebens wird deutlich, wenn man sich erinnert, daß dieser unbeugsame, mutige und kämpferische Geist in einem Körper lebte, den ein furchtbares Gebrechen zu unheilbarem, qualvollem Siechtum verdammt hatte. Seit ungefähr 1509 litt Hutten an der Luftseuche, von der er vergebens mit den unzulänglichen und grausamen Mitteln jener Zeit Heilung suchte. Erst eine Kur mit dem aus Amerika eingeführten Guajakholz verschaffte ihm Linderung seines Leidens. Beglückt

über diesen Erfolg, schrieb er um Neujahr 1519 eine Abhandlung über die „Franzosenkrankheit“ und die Guajakmedizin. Diese kleine Schrift gehört in dem Erstdruck der lateinischen Fassung (sie wurde später von Thomas Murner verdeutscht, bald auch ins Französische und Englische überetzt) zu den kostbarsten bibliophilen Seltenheiten; es sind nicht allzu viele Exemplare, die sich von ihr erhalten haben. Die Ausstellung der Schloßbücherei konnte dem Betrachter dieses medizinisch-geschichtliche Dokument in einem gut erhaltenen Stück zeigen: sein Titelholzschnitt bringt das Wappen des Kardinal-Erzbischofs Albrecht von Mainz, dessen Leibarzt Stromer Hutten den Gebrauch der Guajakur angeraten hatte, während ein zweiter, künstlerisch ungleich wertvollerer Holzschnitt auf der letzten Buchseite das früheste und wohl frischeste und lebendigste, um 1517 von der Hand eines unbekanntenen Künstlers geschaffene Huttenporträt darstellt.

Hutten's literarisches Porträt, schaubar geworden durch diese sorgfältige Auswahl früherer Drucke seiner Werke, würde wesentlicher Züge entbehrt haben, hätten sich nicht auch die Namen seiner Freunde und gelehrten Zeitgenossen in dieser Gedächtnisausstellung gefunden. Eine Anzahl Briefsammlungen und wissenschaftlicher Werke umschrieb den weiten Kreis seiner geistigen und literarischen Beziehungen. Kaum einer der führenden Geister seiner Zeit fehlt in diesem Kreise: mit Erasmus von Rotterdam, Melancthon, Luther hat er Briefe gewechselt, mit Zwingli und Pirckheimer, dem Nürnberger Humanisten; mit Gobanus Hesse und Crocius Rubeanus, den Jugendfreunden, ist die Verbindung auch in den Tagen des leidenschaftlichsten Kampfes, in den sie ihm nicht zu folgen vermochten, nie abgerissen. Kostbare Drucke bot auch dieser Teil der Bücherschau dar, die sich so zu einem umfassenden Ueberblick über das geistige Leben im Zeitalter des Humanismus und der Reformation erweiterte. Für den Kunstfreund bedeutete es eine frohe Ueberaschung, hier einen 1610 von der Originalplatte genommenen Kupferstich Albrecht Dürers zu finden mit dem berühmten Porträt seines Freundes Willibald Pirckheimer, das Dürer mit der unvergänglichen Meisterschaft seiner Menschendarstellung geschaffen hat. L. W. B.

Die Briefmarkensammlung des Altertumsvereins

Die Postwertzeichensammlung des Mannheimer Altertumsvereins, die Briefmarken Deutschlands und Oesterreichs umfaßt, und die durch viele Jahre unser Ehrenvorsitzender, Geheimrat Wilhelm Caspari betreut hat, ist nunmehr in die sorgende Obhut unseres eifrigen Mitglieds Herrn Theodor Jacob übergegangen. Mit großer Sorgfalt hat Herr Jacob die umfangreichen Bestände in ein zeitgemäßes Album neu eingeordnet und mit Klebefalzen sachgemäß montiert. Gleichzeitig konnten im Jahre 1938 auch verschiedene Sätze deutsch-österreichischer Postwertzeichen aus den Jahren 1919 bis 1935 hinzuerworben werden, wie andererseits die neu erscheinenden Wertzeichen Großdeutschlands fortlaufend gesammelt werden. Außerdem war es in diesem Jahre möglich, die Sammlung durch eine große Anzahl beachtenswerter Stücke zu ergänzen. Unter diesen Neuerwerbungen des Altertumsvereins ist eine Reihe Alt-Badischer Briefmarken — insgesamt 71 Stück — besonders hervorzuheben, die ihrer Vollständigkeit und schönen Erhaltung wegen eine wertvolle Bereicherung darstellt. Es handelt sich dabei vor

allem um den vollzähligen Satz der 1 — 3 — 6 — 9 Kreuzer Stücke, geschnitten, mit schwarz gedruckter Ziffer auf farbigem Papier aus dem Jahre 1851 und den Farbänderungen von 1853. Kaum weniger bemerkenswert ist die Ausgabe von 1860: 6 Werte mit dem von zwei Löwen im Gegenspiel gehaltenen gekrönten badischen Wappen auf Liniengrund, eng gezähnt, in farbigem Druck auf weißem Papier mit den seltenen Varianten von 1862, 1864 und 1868. Endlich fehlen auch nicht die 1862 herausgekommenen seltenen Landpost-Portomarken, die auf gelbem Papier schwarzen Wertziffer-Ausdruck zeigen.

Da eine solch geschlossene Reihe altbadischer Postwertzeichen auch als historisches Dokument von Bedeutung ist, wurde sie in der neugeordneten stadthistorischen Sammlung des Schlossmuseums ausgestellt und damit der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht. Möge sie unseren Mitgliedern und Freunden, insbesondere aber den Philatelisten, die sich ernsthaft mit dem Sammeln von Postwertzeichen befassen, Freude und Anregung bereiten!

Friedrich Bing zum Gedächtnis

1868—1938

Mit ihm ist ein Mann eigener Prägung dahingegangen. Er stammte aus Neckarsteinach, wo sein Vater, wie schon fünf seiner Vorfahren, das Schiffbauergewerbe betrieb. Nach einer schweren, sturm- und wechselvollen Jugend erlernte er im benachbarten Schönau das Bürstenmacherhandwerk. Seine Wanderjahre führten ihn nach Weinheim, Frankfurt, Weimar, Chemnitz und Köln. 1890 wurde er dann in Neckarau ansässig und betrieb die Bürstenmacherei anfangs nur nebenher, bis er schließlich sie zu seiner Hauptbeschäftigung machte. Aus kleinen Anfängen wuchs das Geschäft immer mehr in die Breite, eine Maschine nach der anderen wurde angeschafft, so daß er in seinem Alter den Söhnen einen blühenden Betrieb hinterlassen konnte.

Im alten Neckarau erwarb der aufgeweckte Mann, der mit offenen Augen durch die Welt gezogen war, sich schnell die Achtung seiner Mitbürger, die seinen klaren Verstand und sein ruhiges Urteil zu schätzen wußten. So war er Mitglied des Gemeindefolkiums bis zur Eingemeindung in Mannheim und Kirchengemeinderat, und noch andere Ehrenämter, die er bekleidete, zeugten von dem großen Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte.

Aber der Geschäftsmann ging in seinem Berufe nicht allein auf. Nachdem auf die Unrast der Wan-



derjahre die Ruhe des festen Wohnsitzes in der neuen Heimat gefolgt war, da wanderte sein reger Geist weiter unter den Eindrücken, mit denen ihn die neue Heimat in steigendem Maße erfüllte. Er begann ihrer Geschichte nachzuspüren, sammelte, was an Nachrichten ihm zukam. Jahrzehnte gemeinsamen Lebens verbanden ihn mit seinen Dorfgenossen, aus deren Erinnerungen er festzuhalten bestrebt war, was ihm wert dünkte. Das Naturgefühl, das die Odenwaldheimat in ihm geweckt, brachte ihm auch die Landschaft um Neckarau schnell nahe, und er sammelte ihre Bilder, um das Alte und Vergehende festzuhalten. In manchen Vorträgen hat er mit Lichtbildern, deren Sammlung im Laufe der Zeit immer mehr vervollständigt wurde, die Geschichte des Dorfes und seiner Landschaft begeisternd seinen Mitbürgern geschildert und lebendig werden lassen. So hatte sich allmählich eine treue Gefolgschaft in gemeinsamer Heimatarbeit um ihn gesammelt, deren nimmer rastende, stets anfeuernde Seele er war. Als Ziel hatte er dieser Arbeitsgemeinschaft die Erforschung der Geschichte der engeren Heimat gestellt, und von der Ueberlieferung der noch Lebenden drang man bald zu den Zeugnissen der Archive aus der Vergangenheit zurück. Aus dieser Arbeit wuchs allmählich eine kleine Monatschrift heraus, die die neuen Erkenntnisse einem größeren Kreise mitzuteilen beflissen war. Mitarbeiter auch aus den ge-

lehrten Kreisen verstand er für seine „Neckarauer Heimatglocke“ zu gewinnen. Mit einem Bezieherkreis von etwa 800 schuf er sich so eine ansehnliche Gemeinde, die mit Spannung immer wieder auf die Hefte mit ihren Neuigkeiten wartete. Im März 1934 erschien das erste Heft; bis zu seinem Tode am 28. Oktober 1938 hat Bing 39 Hefte herausbringen können, in denen nun eine stattliche Reihe von Bausteinen für eine Ortsgeschichte zusammengetragen sind. Eine reiche Saat von Heimatliebe ist am Rande der Großstadt aufgegangen; sie wird weiter leben und das schönste Denkmal sein, dessen unvergänglichen Grundstein der Verstorbene selbst gesetzt hat. So anspruchslos und bescheiden der Mann gewesen, so tief und warm fühlte er in seinem Gemüte und so überaus gut war er in seinem Herzen; das zeigen besonders seine Verse, mit denen es ihn drängte, seine Gedanken in dichterische Formen zu kleiden. In der kleinen Schrift, Erinnerungen aus meinem Leben, Mannheim-Neckarau 1934 (Im Selbstverlag) hat er eine ganze Reihe gedankenvoller Proben seiner Muse hinterlassen. Wie das Bild des Lebenden dem, der mit ihm in Fühlung kam, sich unauslöschlich einprägte, wird es auch in der Erinnerung bleiben. Der Altertumsverein ist stolz, ihn zu seinen tätigen Mitgliedern haben zählen zu dürfen, und bewahrt ihm die Dankbarkeit, die der Arbeit an der Geschichte der Heimat gilt.

H. G.

Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte

Das Reichsforstamt (Reichsforstmeister Generalfeldmarschall Hermann Göring) und die Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ (Erster Kurator Reichsführer **H** Heinrich Himmler) sowie der Reichsnährstand (Reichsbauernführer **H** Walther Darré) haben mit Unterstützung des Reichsforschungsrates (General der Artillerie Prof. Dr. Dr. h. c. Karl G. Becker) beschlossen, ein großes **F**orschungswerk „Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte“ durchzuführen und im Anschluß daran eine Buchreihe desselben Namens zu veröffentlichen.

Diese Reihe soll streng wissenschaftlich, dabei aber gemeinverständlich sein und muß, soweit als möglich, aus den Quellen erarbeitet werden. Sie besteht zunächst aus den unten ersichtlichen einzelnen Forschungsgegenständen.

Als Arbeitszeit für die Fertigstellung der ganzen Reihe sind zwei bis vier Jahre vorgesehen. Die beauftragten Bearbeiter erhalten für die Dauer ihrer Tätigkeit ein Forschungsstipendium in angemessener Höhe.

Das „Ahnenerbe“ gibt den Plan hiermit öffentlich bekannt. Der Herr Reichs- und Preussische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung ist davon unterrichtet und hat (mit Schreiben vom 24. 4. 1938 WN Nr. 613, WP) sein Einverständnis erklärt.

Allfällige Anträge mit den erforderlichen wissenschaftlichen und persönlichen Unterlagen sowie ein Lichtbild sind der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, Berlin C 2, Raupachstraße 9, als der mit dem Vollzug der Aufgabe beauftragten Stelle einzureichen.

Auf Grund der Bewerbungen bleibt vorbehalten, daß zum frühestmöglichen Zeitpunkt eine gemeinsame Arbeitsbesprechung der in Aussicht genommenen Mitarbeiter in Berlin anberaunt wird.

Der Präsident des „Ahnenerbes“:

W. W ü s t ,

H Sturmbannführer,

o. ö. Professor und Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität München.

Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte

1. a) Der Wald im religiösen Erleben und Brauch des germanischen Menschen.
- b) Der Wald im eigenständigen Kult der Germanen. Der Einfluß des Christentums.
- c) Der Baum im Volksglauben.
2. Der Wald in Recht und Rechtsbrauch der Germanen bis zum Ausgang des Mittelalters.
3. Monographische Ergänzungen zu 2:
 - a) Geschichte der Reichsforsten von Nürnberg und Büdingen und des heiligen Forstes von Hagenau.
 - b) Reichsforstmeister, Reichsförster und Reichsforstnechte, Erbförster.
 - c) Der Holzgraf des Markwaldes.
 - d) Die Haingeraiden des Rheingaues, Geschichte eines altgermanischen Markwaldes.

- e) Die Lehn- und Holzrechte im Berchtesgadener Land.
- f) Der Zeidelwald: Recht und Brauch.
4. Die germanischen Grenzwälder.
 5. Die deutschen Kennsteige (die Wege durch die Grenzwälder und Reichsforsten).
 6. Waldpflanzen und Waldfrüchte als menschliche und tierische Nahrungsmittel. Wald und Waldpflanzen in der Heilkunde.
 7. Der Wald in Sage und Volksglauben.
 8. Der Wald im Märchen.
 9. Der Wald in Dichtung und Musik der Germanen.
 10. Wald und Baum in den germanischen Sprachen.
 11. Baumnamen und Ortsnamen.
 12. Wald und Baum in der arischen Ueberlieferung.
 13. Wald und Baum in der deutschen Kunst.
 14. Wald und Baum in der skandinavischen Kunst.
 15. Das Holz in seinem Einfluß auf die bildenden Künste der Germanen.
 16. Baum und Schiffahrt.
 17. Pfahlbau und Bauernhaus als Holzbau.
 18. Holz und Herd.
 19. Die Tiere des Waldes.
 20. Jagd in Reichsforst und Markwald.
 21. Das Jagdsignal und seine Geschichte.
 22. Der Grenzbaum.
 23. Der Maibaum.
 24. Die Irminsäule.
 25. Die Dorflinde.
 26. Der Haselstrauch.
 27. Die Eibe.
 28. Die Birke.
 29. Die Eiche.
 30. Die Esche.
 31. Die Erle.
 32. Der Holunder.
 33. Der Lebensbaum im Jahreslauf.
 34. Der Lichterbaum.
 35. Wald- und Holzweistümer. Sammlung der Quellen.
 36. Die Holzzeichen.
 37. Der Köhler.
 38. Holzfäller und Flößer sowie deren Gemeinschaftsformen und Bräuche.
 39. Wald, Baum und Mensch in der germanischen Weltanschauung.
 40. Quellen und Höhlen.
 41. Der Wald als Lebensgemeinschaft.
 42. Entwicklungsgeichte des germanischen und deutschen Waldes.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Vortrag von Museumsdirektor Dr. Ferdinand Kutsch, Wiesbaden, über „Burgen der deutschen Vorzeit“ am 17. Januar 1938.

Aus Vorgeschichte Geschichte zu machen ist das große Ziel, das sich die noch junge, aber deswegen auf dem Wege zur Reife befindliche Wissenschaft der Vorgeschichte gesteckt hat, wenn sie in weit ausgreifender Ueberschau große Zusammenhänge zu klären sucht. Das führte der Redner in eindringlicher Weise an dem Beispiel der Ringwälle einer zahlreich erschienenen Hörerschaft vor Augen. Seit Cäsars Berichten, der sie in Gallien zum ersten Male gesehen und ihre Bauweise beschrieben hat, gelten sie auch in unserem Lande als keltisch. Und es gibt auch solche, wie die Steinsburg bei Römhild im Süden des Thüringer Waldes, gegen den großen Gegner aus dem Norden erbaut, oder den Ringwall von Rittershausen im Dill-Lahngebiet. Hier verstärken die reichen Funde und großen Mengen von Eisengeräten den auch sonst gewonnenen Eindruck, daß die Anlage in einer Sturmkatastrophe zugrunde gegangen ist, so daß nichts mitgenommen werden konnte. Diese große Straßensperre an der Wasserscheide liegt im keltischen Siedlungsraum, so daß der Gegner vom Norden, der sie um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. erstürmt hat, nur Germanen gewesen sein können. Für sie hatte der Berg aber dann keine strategische Wichtigkeit mehr, so daß die Burg nie wieder aufgebaut worden ist. Ähnlich lauten auch die Feststellungen über die Befestigung von Neuhäusel im Westerwald, die um die gleiche Zeit in Flau-

men aufgegangen und nie wieder besiedelt worden ist. Auch der Abschnittswall auf der Loreley gehört dahin, der den Rheinübergang bei St. Goar überwachte, wie später die Burg Rheinfels, oder der Dommelsberg bei Koblenz.

So wird um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. im Gebirge der Druck der Germanen sichtbar, auf die auch Gräber an der Lahnmündung hinweisen. Weiter im Westen ist aber aus dieser älteren Zeit bei derartigen Anlagen nichts zu greifen, ebenso auch am Donnersberg und dem Heiligenberg bei Heidelberg. Das ändert sich einige Jahrhundert darauf, als die Römer am Rhein erscheinen. Da lassen sich im Neuwieder Becken bei dem Malberg bei Montabaur deutlich zwei Perioden an der Befestigung erkennen, die nur wenige Zerberben in die Spätlatenezeit weisen. Bedeutung und Erklärung gewinnt das aber durch die Uebergänge Cäsars über den Rhein in dieser Gegend. Als er 55 v. Chr. 18 Tage plündernd in der Gegend umherzieht, kann der Malberg noch nicht dagewesen sein. Aber 53 hat der inzwischen von den Zugabrem besetzte Berg Cäsars weiteres Vordringen verhindert und bis in Augustus' Zeit widerstanden. Erst der Plan des großen Aufmarsches für die Errichtung der Elbarena konnte eine derartige Anlage im Raume von Koblenz nicht dulden und brachte seine Zerstörung. Hat dann die römische Niederlage im Teutoburger Walde den Berg mit der zweiten Anlage durch die Chatten neu erstarken lassen, so hat doch die rasche Erholung der Römer ihre Vollendung nicht zustandekommen lassen. So liegen noch weitere germanische Burgen rechts des Rheins, wie die

Erdenburg bei Bensberg gegenüber Köln, der Petersberg bei Königswinter, der Heunstein an der Straßenkreuzung der Lahn- und Dilltalstraße, auf dem keine älteren Scherben gefunden sind, wohl aber solche aus der Zeit des Kaisers Domitianus vom Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. Mit dieser germanischen Rheinfront stimmt auch der Dünsberg am Nordende der Wetterau überein, nur daß er zusammen mit den Taunuswällen zeitlich weiter herunterreicht. Das bringt sie wieder in die großen geschichtlichen Zusammenhänge mit der römischen Eroberung der Wetterau und ihrer Sicherung durch den Limes. Hier spielten der 798 Meter hohe Altkönig eine Hauptrolle und an der Straße nach Weilburg a. d. Lahn die Heidetränktalsperre an der „Goldgrube“, die mit der riesigen Gesamtarbeitsleistung von 200 000 Tagwerken die großartigste Anlage in Deutschland überhaupt darstellt. Dies ganze System mit seiner ausgeprochenen Front nach Süden ist dann in klarer Erkenntnis der Gefahr von den Generalstabsoffizieren des Domitianus durch die Errichtung des Limes zu einer Front nach Norden gegen die Germanen umgestülpt worden. Aus der Spannuna, die über der ganzen Landschaft an der Amarschstraße nach Mitteldeutschland beim Erscheinen der Römer lag, wird dies gewaltige Sperrsystem von Ringwällen verständlich, das wieder nur einheitlicher Leitung entsprungen sein kann. Sie lag in Mattium, nicht weit von Friedlar, dem Hauptort der Chatten, deren Staatswesen und Heer besonders straff organisiert gewesen sein muß. So hat der Spaten wieder erschlossen, was schon Tacitus von den Chatten besonders rühmt. Sie waren auch mit Arminius verbündet, als er im Jahre 16 auf dem Wege zu der großen Zusammenfassung der germanischen Stämme und ihrer Kräfte war. Wenn dann im Cheruskergebiet am Hellweg von Minden nach Hildesheim wieder die Ringwälle liegen, dann herrschte auch hier der gleiche Gedanke. Im Sieger Land kam aber noch das Eisen dazu, das es zur großen Waffenschmiede der Germanen machte, in die die Römer, durch die Varusschlacht gewöhigt, niemals einzudringen gewagt haben, so daß die gemeinsame Planung immer stärker um sich greifen konnte. So enthüllte sich hier deutsche Geschichte, entwickelt aus dem germanischen Grund und Boden, nicht durch die römische Brille gesehen.

Ein Ausblick in den Osten ließ erkennen, wie auch im Lande an Oder und Weichsel die Ringwälle eine entscheidende Rolle im Völkerleben gespielt haben. Auch hier hat mit ihnen der deutsche Arm ein Volk verhindert, nach dem Meere durchzustößen. Es waren die Illhrer, die dorthin drängten und ohne Erfolg auf den germanischen Druck nach Süden stießen. In diesen eisenzeitlichen Befestigungen spielt in der Forschung neben der „Römerschanze“ bei Potsdam mit ihren 3¼ Meter breiten Mauern besonders Lössow am Oberübergang eine Rolle, dessen Erbe später Frankfurt angetreten hat. Wo die Straßen aus Böhmen über die Sudeten nach Schlesien ziehen, ist der wichtige Platz von Striegau immer wieder von Bedeutung gewesen, sei es zur Hallstattzeit oder bei den Slawen oder zur Zeit Friedrichs d. Gr.; ja Funde skythischer Pfeilspitzen lassen bestimmte Zusammenhänge mit dem Ein-

bruch dieser asiatischen Reitercharen, dieser Vorläufer der Hunnen, Ungarn und Mongolen, nach Ostdeutschland um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. vermuten.

Der Schluß brachte noch einen Rückblick um zwei Jahrtausende früher in die Steinzeit, die ebenfalls schon große befestigte Siedelungen kennt. Noch nicht recht eingeordnet werden kann die große grabenbewehrte handkeramische Siedelung von Köln-Lindenthal. Ganz anders verständlich aber sind die Festungen der Michelsberger gegen das Ende der Steinzeit, meist auf den Höhen gelegen, in denen sich diese Bauern gegen den Druck zu schützen suchten, als die mitteldeutschen Schnurkeramiker den Marsch nach Westen und Süden antraten. Als der Redner damit seinen ungemein fesselnden Vortrag schloß, da kündete ihm der reiche Beifall seiner Zuhörer, wie tief sie mit ihm durch die Bodenforschung in große Zusammenhänge der deutschen Heimat hineingeblickt hatten. Dem verließ in seinem dankenden Schlußwort der Vorsitzer herzlichen Ausdruck.

H. G.

Montag, den 14. Februar 1938: Lichtbildervortrag des Herrn Stadtarchivars Dr. Friedrich M. Illert, Worms: Worms und Kurpfalz.

Ruhmvolle Erinnerungen, die zu den Höhepunkten deutscher Geschichte gehören, zogen in prächtigen Bildern und gepflegtester Sprache an den Hörern vorüber und enthüllten einen ungeahnten Reichtum des Lebens, den das einzigartige Schicksal der Stadt verliehen, und es war ein besonderer Reiz, wie der Redner die Wechselbeziehungen zwischen Worms und Mannheim aus der geographischen Lage und dem politischen Geschehen im Rhein-Neckar-Land der letzten Jahrhunderte herauswachsen ließ. Der Vergleich des römischen Stadtgrundrisses, der im fruchtbaren germanischen Banqionengebiete erwachsen war, mit dem heutigen zeigt die naturgeborene Stadt am Rande des Lößplateaus, die als Schlüsselpunkt für die große Ost-West-Straße von Paris zur Donau schon früh zu einer Herrscherin am Rheine wurde, so daß sie einen wichtigen Besitz des ostfränkischen Reiches bildete, bevor noch Heinrich I. das linke Rheinufer endgültig sicherte. Da tauchten die Heldengestalten der burgundischen und fränkischen Geschichte auf, die in Sage und Lied zusammenschmolzen. Das politische Schicksal Deutschlands war eingezogen, als Pippin und dann Karl d. Gr. so oft ihre Reichsversammlungen hier abhielten und die Stadt zum politischen Angelpunkte wurde. An ihrem hochragenden Mittelpunkt hat jede Zeit gebaut und gearbeitet. Um die merowingische Kathedrale, unter der die Reste der Basilika am römischen Forum liegen, von Tempeln und anderen Gebäuden umgeben, entfaltete sich das ehemals größte Erzbistum am Rhein, das erst Bonifatius nach Mainz übertrug; von hier aus wurde Salzburg gegründet; in karolingischer Zeit wohl schon mit freistehendem Baptisterium daneben; nicht weit davon die Königsburg Dagoberts. Als die Stadt dann unter den Saliern Mittelpunkt der Politik wieder geworden und unter den Hohenstaufen der Dom seine Vollendung erfuhr, aus dieser Zeit lebt noch in den Strophen des Nibelungenlieds das Bild,

zu dem sich für den Dichter in dieser großen Zeit abendländisches Wesen formte. Bis an den Anfang der Neuzeit ist dieser alte Kern der Stadt noch erkennbar, ja alte Ansichten lassen dies längst verschwundene Bild des hohen Mittelalters wieder zeichnerisch aufbauen nach dem Muster glücklicherer Städte mit noch erhaltenen Kaiserpfalzen.

Da wurde auch Sebastian Münzers Bild der Stadt gezeigt: 100 Türme, 12 Stadttore, 50 Kirchen und Klöster. So war die Stadt, die Rudolf von Habsburg zur freien gefürsteten Stadt des Reichs erhoben hatte, im steten Widerstreit zwischen dem um sein Land besorgten Bischof und der treu zum Reich stehenden Bürgerschaft herangewachsen, die dann die weltgeschichtlichen Ereignisse der Reformation in ihren Mauern sich abspielen sah. Gegenüber der Reichsgewalt Ottos I. hat der Salier Konrad der Rote einst durch die Vereinigung des Worms-, Speyer-, Nahe- und Lobdengaus ein großes Territorium zusammengebracht, dessen Eckpfeiler Kaiserslautern und Wimpfen waren. Sein Nachfolger wurde der Organisator der Landschaft, Bischof Burchardt, dem es 1012 gelang, Hoheitsträger zu beiden Seiten des Rheins zu werden. Der Gegensatz zum Kaiser, für den sich die Bürger erklärten, führte wieder zu Kämpfen, die den Weg für einen Dritten ebneten, der eine Zusammenfassung des Rhein-Medarlandes erstrebte, für den Pfalzgrafen. Der Aufstieg der Pfalz brachte die allmähliche Auflösung des Wormser Gebiets, dessen Schutzherr der Pfalzgraf wurde. Noch einmal winkte der Stadt eine glänzende Zukunft, als nach der Gründung Mannheims und seiner ersten Zerstörung Karl Ludwig im Plan des Wiederaufbaus der Pfalz sich mit dem Gedanken trug, Worms zur Hauptstadt zu machen, dort die Hälfte des Jahres zu weilen, die Universität dorthin zu verlegen. Da stemmte sich dem Landesfürsten der aus den alten Kräften der Landschaft geformte Heroismus der Bürgerschaft entgegen, so daß der Kurfürst nun all seine Kraft auf Mannheim warf. Hatte noch hinter dem Aufbau der staufischen Pfalz das Reich gestanden, so besaß es keinen Anteil an der Selbsherrlichkeit des Pfalzgrafen, unter der sich nun der Ausbau Mannheims vollzog. Aber wie erschreckend auch die Tragik der geographischen Lage wieder durchbrach, als das französische Drängen zum Rhein der kleinen Pfalz furchtbare Wunden schlug, so hatte der Stoß aus dem Westen sie doch nicht ins Herz getroffen. Aber nicht mehr Worms wurde die Hauptstadt des Rhein-Medarlandes. Wie ein Idyll mutet es an, als zur Zeit Maria Theresias die Wormser Bürger in die Furcht Gottes flüchteten und die reformierte Kirche bauten. Wiewohl das Wormser Gebiet klein geworden war, baute doch der Bischof ein neues Schloß, das der Stadt das Aussehen einer kleinen Fürstenresidenz verlieh. Aber das Reich stand nicht mehr an den Grenzen, so daß das Schloß schon 1794, als die Revolution an den Rhein kam, der Zerstörung anheimfiel, wie auch das Bistum dann aufgelöst wurde und die alte Reichsunmittelbarkeit der Stadt verschwand. Nun war Frankreich am Ziel. Der Schlagbaum an der Rheingrenze raubten der alten Fernstraße ihren Sinn und damit ihre Lebenskraft, so daß die Stadt in dörfliche Ver-

hältnisse zurückfiel und im Schatten des Doms die Schafe weideten, als der Kaiser die Krone niederlegte. Aus der Not des Volkes erwuchs aber deutsches Wesen wieder zu neuem Leben, in dem Mannheim durch die Tatkraft seiner Bürger jetzt in die Führung gesetzt wurde, so daß dort jetzt die große Straßent Kreuzung sich vollzieht. Die dritte große Not, die das letzte Erscheinen der Franzosen am Rheine brachte, war endgültig vorbei, als die deutschen Soldaten auf der Nord- und Ostweststraße in den kurpfälzischen Raum wieder einrückten. Der Redner schloß seine mit starkem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit dem Hinweis auf die landschaftliche Verbundenheit der beiden Städte, für die im Schutze des Reiches, das jetzt nur noch äußere Grenzen kennt, der Weg in die Zukunft gehe. Dem Danke der Zuhörer gab der Vorsitzerebenedicten Ausdruck. H. G.

Montag, den 14. März 1938, Vortrag des Herrn Studienrats Dr. Karl Glöckner, Gießen: Die Abtei Lorsch und das Reich.

Die Lorsch „Königshalle“ mit ihren bunten Wänden bildet ein köstliches Kleinod unserer Gegend, wie es kein anderer Gau unseres Vaterlandes aufzuweisen hat. Ebenso kostbar ist aber auch ihr Urkundenbuch aus den ersten Jahrhunderten unseres Mittelalters, das uns in einer Abschrift eines Mönches aus der Zeit Barbarossas noch erhalten geblieben ist, weil aus ihm das ganze Leben dieser Zeit in unserer Gegend so wundervoll noch uns entgegentritt. Was das Kloster aber, dessen Geschichte vom Reichsgedanken her ihren tieferen, deutschen Sinn erhält, für eine Rolle in der großen deutschen Geschichte spielte, das breitete der Neuherausgeber des Lorsch Kodex aus seinem überreichen Wissen in einem großen Gemälde vor einer zahlreich erschienenen, gespannt lauschenden Hörerschaft aus.

Aus einer privaten Gründung des Gaugrafen Cancor, dessen irischer Name auf Beziehungen zur irisch-schottischen Mission vor Bonifazius hinweist, haben die Karolinger ein Reichskloster gemacht und damit den Grund gelegt zu seiner überragenden Bedeutung. Die Rupertiner aus dem Haspengau südlich von Lüttich, also der Heimat Pippins, von denen einer mit Pippin 753 in Rom gewesen war, wurden die ersten leitenden Männer des Reichsklosters, ganz im Bannkreis der Karolinger, die ihren Staat mit einer Gruppe von Männern aus ihren linksrheinischen altfränkischen Gebieten nach dem rechten Rheinufer hin ausdehnten und es nun politisch, wirtschaftlich und religiös erschlossen. Da wurde für die Mönche des Klosters, das so eng an den König gebunden war, der König eine erhabene Person, die keine Kritik traf. Das half ihnen auch, die Pflichten und Lasten als selbstverständlich zu tragen, die die der weltlichen Fürsten und Grafen übertrafen. Noch in Barbarossas Zeit herrscht eine hoch gemute Stimmung bei den Benediktinern, wie sie schon 60 Jahre zuvor im Streit gegen die Hirsauer Klosterreform deutsche Art gegen welsche Heuchelei verteidigten. Während der Papst eine geringe Rolle in der Geschichte des Klosters spielt, stehen die Mönche treu zum Schirm und

Wahrer des Reichs. Im Bewußtsein, daß Gott und König eins seien, haben sie im Investiturstreit die widerstrebenden Interessen zu versöhnen gesucht. Der Riß zwischen Religion und Staat ging noch nicht durch die Welt dieser Benediktiner.

Neben dem rheinischen Adel der Rupertiner war es die Verbindung mit dem damals hochangesehenen Bistum Metz durch Abt Chrodegang und Gundeland gewesen, die dem Kloster mit der Bindung an den Thron den religiösen und auch wirtschaftlichen Auftrieb gab. So strömten ihm die reichen Hilfsquellen zu. Wenn so viele kleine Leute, bis zu 90 Prozent der Stifter, ihren Besitz dem Kloster überantworteten, wobei sie aber auf ihrem Gute sitzen bleiben konnten, so war es die Erhaltung des dauernden Nachruhms durch die Schenkungen an die ehrwürdige Stätte, womit damals die Kirche am besten germanischen Anschauungen entgegen kam. Die großen Schenkungen der Marken von Heppenheim und Michelstadt schufen dem Kloster die wirtschaftliche Grundlage für die zukünftigen Aufgaben.

Als die Rupertinergrafen aus dem Rheinland verschwanden, wo sie 836 zum letzten Male genannt werden, und dann plötzlich an der unteren Loire in Frankreich auftauchen, wie viele adelige Familien damals vom Rhein nach dem Westen auswanderten, hat Lorsch durch den Zerfall des karolingischen Reiches nur gewonnen. In dem Gebiete um Frankfurt, Mainz und Worms, das damals Francia genannt wurde, war die Heimat Ludwigs des Deutschen, der neunmal für Lorsch unterzeichnet hat und auch sonst dem Kloster sehr zugetan war. Die Treue der Mönche galt dem König als solchem, nicht einem einzelnen Herrscher. Lorsch Mönche wurden nach sächsischen Klöstern berufen. Hier zeigte sich der große Kulturstrom, der von Metz nach Lorsch und von da nach Sachsen ging. In der Zeit der Sachsenkaiser ergibt sich erneut ein Einwirken der metzischen Klosterreform, Otto I. liebte Lorsch sehr als Gegengewicht gegen das Erzbistum Mainz. Unter den Saliern geht es so weiter. Große Umbauten im Kloster werden berichtet, die Zeitgenossen staunten über den Gewölbebau, der dem Kloster eine hervorragende Rolle in der deutschen Baukunst verlieh. Nun wurde Lorsch auch eine bedeutsame Erziehungsstätte. Drei bedeutende Abte aus dem Hofadel und der Verwandtschaft der Salier fesselten Lorsch erneut an den Thron. Aber allmählich geht die Saat, die Cluny ausgestreut hatte, auch hier auf und äußert sich in der Weltflucht der Mönche: Altmünster wird erneuert, und in Steinbach im Odenwald entsteht ein Tochterkloster. Als aber Heinrich IV. Lorsch an Albalbert schenkte, und es als bischöfliches Hauskloster selbstständig werden zu sollen schien, stieß er auf Widerstand,

der aber vom Vogte herkam, nicht aus den Reihen der Mönche. Zeigte noch die Abtwahl im Jahre von Canossa, wie stark Heinrich geworden war, so machte sich doch Clunys Einfluß immer stärker geltend. Noch aber leisteten die Brüder Widerstand und verjagten die Hirsauer. Daß aber auch die Lorsch Mönche dem Ideal nicht entsprachen, ist aus den Angriffen zu entnehmen, die sie gegen Hirsau richteten. In der Zeit der Staufer, deren Politik als Reichs- und Territorialpolitik gewürdigt werden muß, lastete die Hand des Kaisers schwer auf dem Kloster. Daß der Pfalzgraf Vogt wurde, machte das Joch noch drückender. Auch sonst ist der Groll des Chronisten gegen die kaiserliche Politik zu erkennen. Da Barbarossa seine königlichen Rechte zu einem einheitlichen Königs- und Kaiserrecht zusammenfassen wollte, machte er sie auch dem Kloster gegenüber scharf geltend. Der Pfalzgraf war an den verschiedensten Stellen im Odenwald in starker Erweiterung begriffen, so daß er das Lorsch Gebiet als notwendige territoriale Ergänzung betrachten mußte, und die Mönche waren sich dessen wohl bewußt, daß man nur auf eine Gelegenheit wartete. Die Kirche stellte aber nicht mehr den Beamtenkörper des Reichs, sondern Rittertum und Ministerialen waren an die Stelle getreten; es sind die Gegensätze, die Wolfram von Eschenbach in seinem Parzival durch Synthese zu versöhnen gesucht hat. In diesem luftleeren Raum, der der Kirche nur noch verblieb, wurde die Abtei lebensunfähig und dadurch reif, in das neu erstehende Territorium am Oberrhein aufgenommen zu werden. Daß die Mönche aber nicht wußten, wie sehr sich die Zeit gewandelt hatte, war die Tragik ihrer Geschichte, dieser ständigen Wanderschaft zwischen zwei Welten, so daß das Schicksal nicht mehr aufzuhalten war und die Frage nach dem Erben immer brennender wurde. Als dann Friedrich II. auf die Grundsätze verzichtete, durch die Friedrich I. sich zum Herrn der Kirche gemacht hatte, löste sich das alte Reich zu Gunsten der entstehenden Lehensfürstentümer allmählich auf. Damit versank auch die germanische Eigentirche des Königs, und die Nachbarn sahen das Feld frei für ihre Ansprüche. Am nächsten stand der Erzbischof von Mainz. Der Krise erlag die Abtei, die keine Kraft mehr besaß; eine staufische Säkularisation, die das richtige gewesen wäre, hat der Zusammenbruch verhindert; am Reiche und mit ihm ging das Reichskloster zugrunde, das einst ein so hervorragender Vorkämpfer für die Reichsidee gewesen war.

Reicher Beifall lohnte den Redner, der viele Hörer ungeahnte Blicke in die frühe Geschichte unserer Gegend hatte tun lassen, und der Vorjäger dankte ihm in herzlichen anerkennungsvollen Worten. H. G.

Bücher- und Zeitschriftenchau

Erwin Kliever: *U. W. Jffland. Ein Wegbereiter in der deutschen Schauspielkunst. Germanische Studien, herausgegeben von Emil Ebering, Heft 195. Berlin 1937, 188 Seiten.*

Die Arbeit Klievers, eine Danziger Dissertation aus der Schule von Heinz Kindermann, hat sich „die Untersuchung der Schauspielkunst Jfflands in Theorie und Praxis und wegweisender Bedeutung“ zum Ziel gesetzt. Mit Fleiß und Umsicht hat der Verfasser ein oft schwer erreichbares, an vielen und entlegenen Stellen zerstreutes Quellenmaterial zusammengetragen und auszuwerten versucht: Jfflands Briefwechsel, vor allem die Briefe an seine Schwester Louise, die Ludwig Geiger musterhaft herausgegeben hat (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. V und VI. Berlin 1904–05), seine theoretischen Schriften, die zahlreichen zeitgenössischen Berichte und Urteile über den großen Schauspieler und den Eindruck seines Spiels, endlich Theaterzettel und eine Reihe noch unveröffentlichter Archivalien, die sich auf Jfflands Gastspiel in Weimar 1796 beziehen. Außerdem hat Kliever, wie er im Vorwort seines Buches mitteilt, eine „fast lückenlose Chronologie“ der Rollen Jfflands aufgestellt und die Daten seiner wichtigsten Gastspiele ermittelt. Die Veröffentlichung dieser Chronologie, die ohne Zweifel die Kenntnis des Repertoires Jfflands um manche Einzelheit bereichern würde, mußte vorerst „aus Raumgründen“ unterbleiben. Die Ergebnisse der mühevollen Untersuchungen konnten jedoch in der Arbeit bereits verwertet werden: auf einer Uebersichtskarte sind Jfflands Gastspielreisen von 1784 bis 1812 (sie führten über eine Wegstrecke von ungefähr 25 000 Kilometern!) eingetragen; eine graphische Darstellung unterrichtet über die „Auftrittstätigkeit“ des Schauspielers von 1777 bis zu seinem Tode (1814).

Indem er die Schauspielkunst Jfflands einer eingehenden historischen und kritischen Würdigung unterzieht, will Kliever mit seiner Arbeit eine seit langem bestehende Lücke in der theatergeschichtlichen Forschung ausfüllen; darüber hinaus aber ist es seine Absicht — der Titel des Buches und die Ueberschriften verschiedener Kapitel können nur so verstanden werden —, eine umfassende Monographie über Jffland, seine Persönlichkeit und seine künstlerische Leistung zu geben. Zu prüfen, wie weit ihm die Verwirklichung dieser Absicht gelungen ist, wird daher der Maßstab für eine kritische Betrachtung seines Werkes sein müssen.

Für die methodische Grundlage seiner Untersuchung boten sich Kliever vor allem drei ausgezeichnete monographische Darstellungen zur deutschen Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts als Vorbilder an: Die Heidelberger Dissertation von Johannes Klopffleisch-Klaudius über „Joh. Christian Braubés, ein Angehöriger der deutschen Bühne zur Zeit Lessings“ (1906); das kluge und gründliche Buch von Hans Knudsen: „Heinrich Beck, ein Schauspieler aus der Blütezeit des Mannheimer Theaters im 18. Jahrhundert“ (Theatergesch. Forschungen, Bd. XXIV,

Leipzig 1912) und die von Knudsen herausgegebene Studie über „Johann David Weil“ von Erich Wigig (Germ. Studien, Heft 47, Berlin 1927).

Kliever hat für den Aufbau seiner Arbeit manches aus diesen Werken entnommen; er ist ihnen aber nicht gefolgt in der Heranziehung auch der szenischen Bemerkungen der von den Schauspielern, die alle gleichzeitig dramatische Schriftsteller waren, geschriebenen Theaterstücke für die Beurteilung ihres schauspielerischen Stils. Dies muß schon deshalb als ein Mangel erscheinen, weil sich angesichts der großen Zahl Jfflandscher Stücke gerade in dieser Richtung gewiß nicht unwesentliche Anhaltspunkte für die Beurteilung des Schauspielers ergeben hätten. Andererseits hätte wohl eine Betrachtung des Dramatikers hier kaum fehlen dürfen; wenn auch eine umfassende literarhistorische Würdigung von Jfflands dramatischem Werk den Rahmen einer theatergeschichtlichen Monographie da und dort gesprengt haben würde, so hätte sehr wahrscheinlich die Untersuchung der besonderen dramatischen Elemente des Jfflandschen „Nührstücks“ die Erkenntnis seiner schauspielerischen Mittel entscheidend fördern können. Die Praxis und vielseitige Erfahrung des Schauspielers wird auch bei Jffland wie bei Beck und Weil in den Szenenanweisungen einen Niederschlag gefunden haben; darüber hinaus wären vielleicht sogar Beziehungen nachzuweisen gewesen zwischen der dramatischen Technik des Nührstücks, seiner bestimmten geistigen Haltung und der Eigenart von Jfflands mimischer Kunst. Einen Hinweis wenigstens auf diese Fragen hätte man bei einer im übrigen sehr breit und ausführlich angelegten Untersuchung erwarten dürfen. —

Der Verfasser beginnt mit einem Ueberblick über „das Zeitbild“ um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und insbesondere künstlerischen Verhältnisse Deutschlands werden dabei in schlagwortartiger Verkürzung zu umreißen versucht. Es gelingt Kliever indessen nicht, die Buntheit des historischen Geschehens und die Mannigfaltigkeit der geistigen Strömungen wirklich lebendig zu machen. Daran angegeschlossen folgt ein Kapitel: „Der junge Jffland“, das — nach einigen einleitenden Sätzen über das Genie und seine Stellung zur Umwelt, die in ihrer Mischung von Banalität und Annäherung nur schwer erträglich sind — in knappen, aber durchweg erschöpfenden Ausführungen die Jugendentwicklung Jfflands schildert. Es zeigt anschaulich und überzeugend den äußeren Weg des hannoveranischen Bürgersohnes, in dessen Adern von der Mutter her Künstlerblut floß, zur Bühne; es berichtet zugleich von den seelischen Kämpfen, die den Jüngling erfüllten, der unter dem Bruch mit dem Vater litt und dennoch nicht auf den Bühnenberuf verzichten wollte. Von Konrad Ekhof aufgenommen und gefördert, stand er 1776, achtzehnjährig, in Gotha zum erstenmal auf den welt bedeutenden Brettern: „mit vieler Geschicklichkeit, Gegenwart des Geistes und mit vielem Beyfall“, so hat es ihm der „Vater der deutschen Schauspielkunst“ selbst bezeugt.

Als ein unermüdet lernender verband Iffland Fleiß und Eifer mit Ehrgeiz, Ausdauer und echter Hingabe an seine Kunst. In regem geistigen Austausch mit dem klugen und erfahrenen Friedrich Wilhelm Gotter, in freundschaftlichem Wettstreit mit Veil und Beck, die gleich ihm der Gothaer Bühne angehörten, wuchs er mehr und mehr. Er war bereits ein Darsteller von ausgeprägter Eigenart, als ihm und seinen beiden Freunden nach der Auflösung des Gothaer Hoftheaters der Ruf an das neugegründete Mannheimer Nationaltheater die Möglichkeit einer stetigen künstlerischen Entfaltung brachte. Ifflands Wirken in Mannheim, das ganz unter dem Zeichen „reisender Künstlerschaft“ stand und in Dalberg einen ebenso kenntnisreichen und feinsinnigen Förderer wie einen aufrichtigen und bei aller Strenge stets verständnisvollen Kritiker fand, hat Kliever den dritten Abschnitt seiner Untersuchung gewidmet. Er bringt nicht eigentlich neue Gesichtspunkte und ist im wesentlichen eine fleißige Zusammenfassung des von Walter, Knudsen, Wisig u. a. bereits in anderem Rahmen Gesagten; die von Martersteig veröffentlichten Protokolle des Nationaltheaters (1890) sind dabei neben Pichlers Chronik (1879) gründlich und geschickt verwertet worden. Der aufsteigenden künstlerischen Entwicklung Ifflands entspricht in diesen Mannheimer Jahren die fortschreitende Klärung auch der theoretischen Anschauungen, die sich besonders in der fruchtbaren Diskussion mit dem Intendanten bei den Auschuffübungen offenbarte. Das Bild, das Kliever hier von dem Iffland der Mannheimer Zeit entwirft, kann freilich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben: dazu ist das rege geistige und künstlerische Leben, das in diesen Jahrzehnten des ausgehenden 18. Jahrhunderts Mannheim erfüllte und im Nationaltheater seinen natürlichen Mittelpunkt hatte, nicht erschöpfend genug dargestellt. Das straffere Herausarbeiten dieser geistig-künstlerischen Bestrebungen, an denen Iffland tätigen Anteil nahm, hätte der Untersuchung nur von Nutzen sein können; insbesondere hätte man gewünscht, daß der Verfasser sich bei der Beurteilung der Persönlichkeit Carl Theodors nicht auf die nichtsagenden, ihrem Inhalt nach zudem in dieser Form unrichtigen Bemerkungen am Anfang dieses Kapitels beschränkte — „Carl Theodor... war ein Mann von deutschem Willen, mit dem er Politik, Wirtschaft und Kunst durchdrang.“ (S. 51) —, um im übrigen nur Ifflands höchst subjektives und einseitiges Urteil über den Kurfürsten wiederzugeben.

Während die Arbeit Klievers bis zu diesem Kapitel in der Darstellung der künstlerischen Entwicklung des Schauspielers Iffland im wesentlichen chronologisch vorgeht, ist der nun folgende Teil, beginnend mit der durch neue Quellen vertieften Schilderung von „Ifflands Gastspiel in Weimar 1796“, nach sachlichen Gesichtspunkten nicht ohne Willkür gegliedert. Das Biographische tritt zurück oder überschneidet sich mit kritischen und betrachtenden Abschnitten; vor allem vermißt man die zusammenhängende Darstellung der Berliner Wirksamkeit Ifflands und seiner Bedeutung als Direktor des Preussischen Nationaltheaters und als Generaldirektor der

Königlichen Schauspiele: sie hätte nicht fehlen dürfen und würde das Bild der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Ifflands erst wirklich gerundet und vervollständigt haben. Das Kapitel „Iffland als Künstler und Mensch“ vermag da einen nur höchst unvollkommenen Ersatz einer zusammenfassenden Gesamtcharakteristik zu bieten.

Materialreich und mit guter Sachkenntnis wird im Anschluß an Ifflands eigene theoretische Schriften und die zeitgenössischen Berichte seine „Schauspielkunst in Theorie und Praxis“ beleuchtet. Das Ziel seiner Kunst, wirkliche Menschendarstellung zu sein, Natürlichkeit des Spiels und seelische Vertiefung mit allen ihr dienenden äußeren Mitteln von Maske und Mimik, wobei Intuition und genaue Ueberlegung, ja auch Berechnung der Wirkungsmöglichkeit sich fruchtbar ergänzten, wird dabei von Kliever anhand zahlreicher Belege verdeutlicht. Eine verdienstvolle Zusammenstellung der kritischen Beurteilung des Schauspielers durch die Zeitgenossen bringt das Kapitel „Iffland im Spiegel der Kritik“. Bemerkenswert ist die kühle Zurückhaltung und Ablehnung im Urteil Friedrich Ludwig Schröders, die Kliever mit Recht als befangen kennzeichnet; andererseits bestritt etwa Tieck Iffland die „schöpferische Phantasie“; Schiller schätzte ihn mehr als Darsteller komischer Rollen, während er ihm „für die Tragödie kaum eine poetische Stimmung würde geben können“. Goethe dagegen hat stets mit Wärme und hoher Achtung von Iffland gesprochen; verständnisvoll hat er seine Leistung im ganzen anerkannt trotz mancher Kritik im einzelnen.

Zwei kleinere Kapitel: „Ifflands Rollen“ und „Ifflands Gastspiele“ schließen Klievers Arbeit ab; in ihnen hat der Verfasser die Ergebnisse seiner umfangreichen statistischen Untersuchungen verarbeitet. Ein Blick auf die Zahlen seiner Rollen — 519 — und seiner Auftritte — an insgesamt 4132 Abenden —, die Kliever hier ermitteln konnte, gibt einen Begriff von der Vielseitigkeit und der erstaunlichen Arbeitskraft Ifflands. Die Auftritte in komischen Rollen überwiegen bei weitem die in tragischen: 2099 gegenüber 530 (wozu allerdings noch die Rollen der Schauspiele mit 1283 Auftritten hinzukommen); dabei ist Iffland in 41 eigenen Stücken mit 380 Aufführungen aufgetreten; 405 mal spielte er in insgesamt 32 Stücken Korbweber; weit geringer sind die entsprechenden Zahlen für die Klassiker: Schiller 11:166; Goethe 6:24; Lessing 4:62; Shakespeare 8:112.

Auffallend und nicht erklärbar bleibt die Tatsache, daß Kliever nicht den Versuch gemacht hat, die bildlichen Rollendarstellungen auszuwerten, die für Iffland in einer Zahl wie für keinen anderen Schauspieler des 18. Jahrhunderts erhalten sind. Eine Monographie, die eine Lücke der Forschung endlich auszufüllen den Anspruch erhebt, hätte nicht an diesem bedeutenden und einzigartigen Quellenmaterial vorübergehen dürfen, um so weniger als die Rollenbilder Ifflands in den Zeichnungen und Kupferstichen Wilhelm Henschels und seiner Brüder zu einem großen Teil in einer hervorragenden Publikation vorliegen. Diese leider über einen ersten

vorbereitenden Band nicht hinausgekommene Veröffentlichung Heinrich Härles (Zfflands Schauspielkunst I. Teil 1. Abt. Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte XXXIV, Berlin 1926) war Kliever bekannt (sie findet sich allerdings nur unvollständig Anm. 355 zitiert; die genaue Titelangabe fehlt im Quellennachweis). Daß sich aus der vorläufigen kritischen Verwertung dieser Zeichnungen im Vergleich mit den literarischen Quellen sehr wohl Möglichkeiten ergeben, den schauspielerischen Stil Zfflands zu erkennen, hat Härles Einführung zu seiner Publikation deutlich gemacht. Es geht daher nicht an, diese Möglichkeit, wie Kliever es tut (S. 148), überhaupt in Zweifel zu ziehen.

So läßt diese Arbeit manche Frage offen; die Lücke der Forschung anzufüllen, ist Kliever trotz redlichen Eifers nicht gelungen. Die seit langem entbehrte, wieder und wieder erhoffte Zffland-Monographie ist noch zu schreiben. Und auch heute gelten für diese Aufgabe die Sätze, die Gisbert von Vincke, der verdiente Theaterhistoriker, vor mehr als einem Menschenalter schrieb: „Der Stoff ist vorhanden in Schriften, gedruckten und ungedruckten. Auch hier bedarf es nur des unbefangenen Urteils, der berufenen Hand.“ L. W. Böhmer.

Dr.-Ing. Adolf Hacker: Ettenheimmünster. Seine Baugeschichte. Ein Beitrag zur Geschichte des Barock am Oberrhein. Konrad Tritsch Verlag Würzburg 1938. 125 Seiten auf Kunstdruckpapier mit 61 Abb. Broschiert 4.80 RM.

Als ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des Barock am Oberrhein stellt sich die vorliegende Arbeit über das verschwundene Kloster Ettenheimmünster dar und sie bringt uns auch erneut einen Schritt weiter hinein in das merkwürdige Baugeschehen kunst- und geschäftstüchtiger Borsarlberger Meister, wie sie in der Barockzeit Süddeutschland nach den Schäden des vorangehenden Verheerungsjahrhunderts auszuweichen begannen.

Peter Thum aus Bebau im Bregenzener Wald (1681 bis 1766 Konstanz), neben den Beer, in deren Sippe er einheiratete, und neben S. S. Rischer, der noch besonders in Heidelberg und Mannheim seine Kunst ausübte, einer der allerbedeutendsten Borsarlberger Baumeister, steht hier im Mittelpunkt der ganzen Darstellung, und eine vortreffliche Zeittafel macht uns kurz mit seinem Leben vollends vertraut.

An Hand der Akten, alter Pläne und Abbildungen und im Vergleich mit dem noch stehenden oder den über die Gegend verstreuten Werkstücken dieses einst ungeheuer großen Klosterkomplexes ist es dem Verfasser durchaus gelungen, ihn wieder vor uns in all seiner Ausdehnung lebendig zu machen. In dem ersten frühbarocken Münster lernen wir ein Beispiel kennen, in dem sich klar das Werden einer spätgotischen Hallenkirche zum Barockmünster vor uns vollzieht. Von 1718—1734 ist dann die Tätigkeit Peter Thums und seine Erbauung der Benediktinerabtei Ettenheimmünster anzusehen. Neben dem Klosterkomplex der eigentlichen Abtei mit seinen wohlhabenden großen Höfen, und so am meisten noch einem an-

deren Hauptwerk des Meisters, St. Peter auf dem Schwarzwald vergleichbar, baut er auch das alte Münster um.

Als der einzig bedeutende Bau aus Klosterzeiten steht heute aber nur der der Wallfahrtskirche St. Landolin noch. Doch zahlreiche Werkstücke, Portale u. a. mehr sind von den Klosterbauten über die ganze Gegend verstreut, die mühsam zusammengesucht zu haben noch ein besonderes Verdienst des Verfassers ist; denn hier handelt es sich in dekorativ-künstlerischem Sinne um ganz hervorragende Zeitbeispiele. Und da sei noch namentlich aus ihrer Fülle das Portal der ehemaligen Orangerie herausgegriffen, heute in all seiner weltlichen Freude das Portal der Kirche in Ettenheimweiler, das im Uberschwang seiner schon entwickelten Kolosformen die Hand eines ersten Bildhauers zeigt und eine bewundernswerte Fülle der Phantasie aufweist, mit der er den Süden dem Eintretenden in einer wahrhaft schon romantischen Einbildungskraft vorzaubern bestrebt sein will.

Und auch stilistisch sind seine aufgelockerten Formen bedeutungsvoll, nähern sie sich doch schon unserm wildesten rheinisch-fränkischen Dekorationsgefühl, wie es unter Johannes Seiz im kurtrierischen noch besonders aufschäumte, aber auch wieder Ausschmüdcungen im nahen Straßburg, wohin, noch unerklärt, Ausläufer unseres blühenden rheinisch-fränkischen Kunstlebens sich verzweigt haben.

Karl Lohmeyer.

Alfred Wiedemann: „Die Flurnamen von Bruchsal“ 1. Heft des 11. Bandes der Sammlung Badische Flurnamen, herausg. von Eugen Fehrle, Heidelberg 1937, Verlag Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Das vorliegende Heft bringt als erstes unter den bisher erschienenen sieben in Fehrles Sammlung die Flurnamen einer größeren nordbadischen Gemeinde. Wiedemann bietet in einer ausführlichen Einleitung die geologischen und geschichtlichen Grundlagen in enger Verbindung mit den entsprechenden Flurnamen. Durch den Dreißigjährigen Krieg und durch den großen Brand von Bruchsal im Jahre 1689 wurden die meisten alten Quellen vernichtet, so daß die 448 aufgeführten Flurnamen in der Hauptsache erst seit der Zeit um 1700 belegt sind. Die (soweit noch heute vorhanden) Namen der Fluren sind auch hier wieder in alphabetischer Reihenfolge geordnet; es folgen die verschiedenen Erwähnungen mit Nennung der Quellen und der Jahreszahl. Anregend ist ein Vergleich der Bruchsaler Flurnamen mit denen beachbarter Orte: Ziffern weisen auf die Lage in den beiden beigegebenen Uebersichtskarten hin. Die mundartliche Bezeichnung ist in Schrägdruck beigelegt, auch sonstige Bemerkungen über die Art des Anbaus, Besitzverhältnisse usw. sind eingefügt.

Manche Namen erinnern sehr an Mannheimer Flurnamen und lassen z. T. auf ähnliche Verhältnisse hier wie dort schließen, wie z. B. folgende: - Grund (Bodenvertiefung mit Quelle, vgl. Tränkgrund in Neckarau); Gießgraben (vgl. den Gießen in Neckarau), Lochwiesen (dort

von Loch = Wald, die Neck. Lochgärten wohl von löchl = Grenze). Dörrwiesen (ebenso in Neck.); der Name Eichholz weist, wie auch das Neckarauereichwäldchen, auf häufiges früheres Vorkommen der Eiche hin. Gutleutgraben (vgl. den Gutemanngraben in der Neckarstadt), Hochgericht (vgl. Gerichtstuhl in Neck.), Holderbusch (vgl. Holderstöckel in Neck.), Rohrlach (vgl. Rohrlach in Neck.), Rosengarten, Schaafwiesen (Schafweide in Rhm.), Wasserloch (vgl. beim Wasserloch, Neck.).

Daß wesentlich mehr Familiennamen in den Flurnamen stecken, als man früher annahm, zeigen auch hier wieder eine Reihe von Fällen, z. B. Urpelt, Boppelader (zu Bopp), Dörrwiesen (?), Eisenhut (= Bauernführer 1525), Regenwiesen, Bassler Schbize (?), Seytmannswiesen, Thalackerwald, Reflerkreuz u. a.

Für die Mundartforschung aufschlußreich sind Namen wie Beckerrung (runß = Graben), Brimengipfel (Brime = Ginstel), in der rigenau (= der Tgenau), Modental (= im Odental), Schorren (= ein schlechter Acker), Winnenberg (winne = Weide).

Wir wollen nur hoffen, daß nun bald einmal auch Mannheimer Flurnamen in dieser Sammlung veröffentlicht werden. Die Vorarbeiten dazu sind ja längst getroffen, und Tausende von aufschlußreichen Flurnamen harren der Bewertung. Dr. R. Bräutigam.

Arbeiten der histor. Kommission für den Volksstaat Hessen. Das Rhein-Main-Gebiet vor 150 Jahren (1787) von Dr. Walter Wagner, Darmstadt 1938. Selbstverlag der histor. Kommission. 1 Bd. Karte, 1 Bd. Text.

Das Werk will eine fühlbare Lücke ausfüllen. Es will die Zustände des Rhein-Main-Gebietes vor 1803 in einheitlicher und wissenschaftlicher Darstellung festhalten. Im Maßstab 1:200 000 hat das in Sechsfarben-Druck hergestellte Kartenblatt die Größe von 95×77,5 Zentimeter.

Die Territorien von 4 Kurfürsten, 7 geistlichen, 9 weltlichen Fürsten und 41 Mitgliedern der Grafenkollegien, einigen Kreisständen und nichteingekreisten Landen, Reichsstädten, Prälaten, fast 100 Reichsritterschaften, eine erhebliche Anzahl mittelbarer Stifter, sowie adeliger Besitzungen aus dem Rhein-Main-Gebiet sind zu finden. Eine Nebentarte ergänzt die Darstellung um das 1866 von Hessen an Preußen abgetretene sog. hessische Hinterland. Marburg im Norden, Heidelberg und Wimpfen im Süden, Koblenz im Westen und Fulda im Osten sind die Grenzpunkte der Karte. Die Archive Darmstadt, Wiesbaden, Würzburg, Marburg und Mainz lieferten den Stoff.

Der erläuternde Textband nennt jeden Bohnplatz Stadt, Flecken, Dorf, Hof, Schloß an der Stelle, wohin er 1787 gehörte.

Es ist möglich, die Zugehörigkeit jedes Ortes kurz vor dem Ende des ersten Reiches zu klären.

Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für Heimat- und Sippenforschung und vortreffliches Schulungsmittel im nationalpolitischen Sinne. K. Gr.

Heimatblätter für Ludwigshafen a. Rh. und Umgebung. 26. Jhg. 1937. Schriftleiter Karl Kleberger.

Der leider früh verstorbene Heimatforscher Wihr untersucht die „Mannheimer Rheinschanze im Stadtplan von Ludwigshafen a. Rh.“ Die Rheinschanze, die 1606 zum Schutze der Friedrichsburg und der festen Stadt Mannheim errichtet wurde, erlebte fünf Eroberungen. 1622 von Tilly, 1688 von Montclar, 1713 von Marschall de Villars, 1794 von Michaud und 1798 von Dubinot. Jedesmal wurde sie geschleift und verändert wieder errichtet. In der Hauptsache gibt es dafür drei Pläne: aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert. Der aus dem 17. Jahrhundert ist unklar, eine Insel soll vorgelagert gewesen sein. Der von 1699 stammte von dem holländischen Festungsbaumeister Coehorn. Wihr trennt nun durch geschicktes Vergleichen des ältesten Ludwigshafener Stadtplanes von 1838, einer Mundenheimer Gemarkungskarte von 1812, von Plänen im Lage- und Grundbuch von Mundenheim von 1798 und im Fortifikationsalbum im Kriegsarchiv München von 1750 und eines Planes vom 5. Nivose Jahr III. der französischen Republik die Schanze von 1815 und die von 1699.

Er glaubt nun gefunden zu haben, daß die Rheinschanze von 1699 mit ihrer mittleren Spitze auf Stadthaus Süd stößt, die verlängert nach Osten den Paradeplatz schneidet. Sie dehnte sich von der Hafensstraße bis nächst zur Wredestraße aus, die Mittelspitze reichte bis zur Ludwigstraße.

Karl Kreuter behandelt Oggersheim als alten Fürstensitz. Pfalzgraf Adolf ließ sich im 14. Jahrhundert hier nieder. Kurfürst Philipp der Aufrichtige behielt sich ein Hofgut zum Gebrauch vor. Erbprinz Joseph Karl von Sulzbach, der Schwiegersohn Karl Philipps, baute das Schloß. Sein Erbe Prinz Friedrich von Zweibrücken erweiterte es. Am längsten wohnte Kurfürstin Elisabeth Auguste, die Gemahlin Karl Theodors, in Oggersheim, nämlich 1768 bis 1793. Allerlei Urkunden berichten von Um- und Neubauten. K. Gr.

Inhalt:

Dr. Eugenie Döfler, Kamstein/Pfalz: Vergessene Gartenkunst im pfälzbayerischen Mannheim — Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob: Bilder aus alten pfälzischen Residenzen und Städten — Dr. Hans Neumann, Mannheim: Eine Denkmünze aus der größten Notzeit der Kurpfalz — Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob: Johann Stamitz, ein Sudetendeutscher in Mannheim — Oberstleutnant a. D. Hermann A. K. Sung, Karlsruhe: Johann Bernhard Siegel — Kleinere Mitteilungen — Sonderausstellung des Theatermuseums — Ausstellungen der Schloßbücherei — Die Briefmarkensammlung des Altertumsvereins — Friedrich Bing zum Gedächtnis — Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Bücher- und Zeitschriftenschau.

Mannheimer Altertumsverein: Fernruf über Rathaus 340 51, Minkte 208; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Mannheim.